

— Er scheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland). —
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofusschlag.

— Carmencita. —

— Eine Erinnerung an Rio. —



Carmencita, Carmencita,
Unvergleichliche Creolin,
Schlugst um voll zehn Nasenlängen
In dem Schönheitskampf die Polin.

Kleiner waren Deine Füßchen,
Schönste Hebe von Brasilien,
Als der Gattin des Mikado
Eingeschnürte „gold'ne Lilien“.

Keine strich die schmutz'gen Reiß
Ein so hoheitsvoll und lässig,
Keine reichte so verlockend
Uns den schalen Chichaeßig.

In dem Händchen, braun und winzig,
Bitterte die Castagnette,
In dem kußgeschwellten Mündchen
Bitterte die Cigarette.

In den bläulich-schwarzen Locken
Bitterten die Silberdrähte,
Doch, was wär's — ich selber zitt're —
Das bei Dir nicht zittern thäte!

Dieser Busen! Seit ich denke,
Sah ich nimmer solch' enormen,
Nie, seitdem ich Augen habe
Für des Weibes Kugelformen.

O, wie neid' ich diesen Polster
Einem glücklicheren Manne,
Ach, in ihm muß sich's versinken,
Wie im Grase der Savanne!

Diese schläfrig-schweren Wimpern
Schwarz und lang und weich, wie Seide,
Diese immerwachen Hüften,
Regsam im zu engen Kleide!

Ach, wie gerne möcht' ich tauschen
Mit der Broche aus Emaille,
Der Mantille, die sich anschmiegt
An die gleichenlose Taille!

Carmencita, Carmencita!
Selbst des Hermelins Großmotten
Würden gern in Deiner Kammer
Blutbegier'ge Sansculotten.

Ja, sogar geheime Rätthe
In's Café „Der Freiheit“ kamen,
Sahen Dich und wurden Menschen,
Die sich manche Freiheit nahmen.

Carmencita, Carmencita!
Bist Du fort aus Rio's Thoren?
Kann nur ich Dich nicht mehr finden,
Oder bist Du ganz verloren?

Carmencita, Carmencita,
Tugendhafteste Najade,
Bist auch Du vielleicht gefallen,
Brach auch Deine Barrikade?

Oder folgtest Du nach Spanien
Einem abgelebten Alten,
Oder hat man in La Plata
Standrecht über Dich gehalten?

Titanello.

O p i u m.

Skizze von R. J.

Seid Ihr je im Lande der Zöpfe, der Lackwaaren, der Pagoden, seid Ihr je im Chinesenviertel Friskos, wie der Californier San Francisco einfach nennt, gewesen? oder, noch besser: habt Ihr Euch daheim einmal eine angemessene Dosis Opium zu verschaffen gewußt? Wenn nein, so erwartet von mir keine ausführliche Schilderung der Genüsse eines Opiumrausches, keine kritische Zerlegung derselben, das könnt Ihr bei Sue in seinem „Atar Gull“ finden, wenn ja, so werdet Ihr mit mir versichern, daß es neben dem Haschisch kein köstlicheres Narkotikum geben kann, als das Opium, ja, daß der Extrakt des Mohns den des Hanfes noch um ein Beträchtliches übertrifft. Denn er ist realer, weniger phantastisch und ungeheuerlich in seinen Wirkungen als sein Concurrent, er ist folgerichtiger und knüpft in den meisten Fällen mit seinen Gaufeleien an Vorhandenes und Vergangenes an. Unser Jahrhundert ist skeptisch, und die himmlischen Aphroditen, Feen, deren Gunst wir im Haschischrausche genossen, verbleichen in unserer Erinnerung gegen die echt irdischen Teufelinen, in deren Allerheiligstes uns ein Schlückchen Opium treten ließ. Dabei sind die Farben des letzteren keineswegs matter, seine Pinselstriche keineswegs weniger kräftig, seine Manier nicht minder die eines Makart.

Doktor Ottokar Eisenbart, nebenbei gesagt, ein blutjunges, bildhübsches Kerlchen, schüttete unter sorgfältigem, leisem Zählen eine Anzahl rubinrother Tropfen aus einer kleinen Kristallphiole in eine größere, deren wasserhelle Flüssigkeit sich alsbald rosenroth färbte, und schlürfte das Gemisch langsam und mit Behagen ein — er nahm Opium. Auch Du, Brutus? Ja, weshalb denn? Du hattest Aerger gehabt,

das war auf Deiner gefurchten Stirne zu lesen, und wolltest vergessen. Was aber hattest Du glücklicher Kerl zu vergessen, den wir Alle um Dein fabelhaftes Glück beneiden, der sich eine so herzige, reiche, kleine Frau gefapert und im Handumdrehen eine ausgedehnte Klientenschaft erobert hat? Eine mißlungene Kur? Mein Gott, das passirt ja sogar einem Mackenzie! Oder gar jenen reizenden Kraus- und Rindskopf selbst? Du nickst melancholisch? Barbar, Idiot, lächerlicher Tropf, warte, ich scheue die Tagesreise nicht und tröste die Unglückliche, Berrathene, Mißachtete!

Die Flitterwochen des trefflichen Compagnons der Gebrüder Todtengräber und Leichenbesorger waren den Gewitterwochen gewichen. Um eine Albernheit, ein Nichts hatte es einen Zwist, einen Streit, einen Weinkrampf und eine zerbrochene Majolikajardiniere gegeben. Ja so, wir bewilligen Dir mildernde Umstände, Monsieur Ottokar, aber weshalb denn gleich im Pette Vergessenheit suchen? Aber so geht es, wenn das Weibchen ein Schäfchen ist, muß der Mann gleich ein Schaf sein.

Unser Freund ergriff den Leuchter und suchte das gemeinsame Schlafgemach auf. Clelia, sein angetrautes Murrköpfchen, war als Provinzlerin gewöhnt, mit den Hühnern zu Bette zu gehen, und lag demnach natürlich schon in dem breiten Ehebett. In dem ganzen Haushalte befand sich kein besonderes Lager; allerdings hatte der weise Herr Doktor das aus — Gesundheitsrückichten selbst so gewünscht und Klein-Clelia nicht eben abgeneigt gefunden, aber diesmal fand er diesen Mangel wirklich fatal. Vielleicht gab es nun noch einen neuen Krampfanfall, noch eine neue Auflage der Gardinenpredigt. Doch nein, man schlief bereits, das Gesichtchen mit seinen Thränen Spuren nach der Wand gekehrt, die Händchen züchtig über der Landenge im Milchmeere gefaltet, den Schlaf eines Kindes, das sich hineingeweint. Man sah zum Rücken aus, und

wenig fehlte, so hätte der Gestrenge eine Versöhnung angebahnt. Aber das Opium begann zu wirken, und todtmüde schlüpfte der Näscher unter die Decke, um augenblicklich zu entschlummern.

Ein Hain, ein herrlicher Buchenhain nach einem Gewitterregen! Die schattigen Kronen regen sich leise unter dem Hauche eines frischen Lüftchens und lassen die letzten Tropfen auf Gräser und Blumen, auf das Haupt des einsamen Wanderers fallen. Dieser ist kein anderer als der ehrsame Doktor Eisenhart selbst, nur daß er bedeutend weniger ehrsam und um Jahre jünger ist. Er schwenkt den Hut übermüthig in der Rechten und weckt das Echo mit übermüthigem Jodeln. Wie frisch und frei ist ihm um's Herz! Gerade über ihm sitzt ein Finklein auf schwankem Zweige, plustert das nasse Gefieder auf, glättet es und fliegt mit fröhlichem Schmetter von dannen. Der Gießbach hüpfet, froh der neuen Nahrung, in tollen Sprüngen durch die Klamm, die Tropfen an den Gräsern, in den Blumenkelchen gleichen Diamanten.

Plötzlich belebt sich der einsame Forst. Ueberall sieht das entzückte Auge Ottokars herrliche Mädchengestalten; in den Wipfeln, auf dem Moose, auf den Wellen, überall leuchten und schimmern klassisch nackte, jugendfrische Gestalten. Das sind die Bewohnerinnen des Waldes, seine Dryaden, Blumenelfen, Salamander und Quellnymphen, sie feiern das Fest des großen Pan. Welch' ein Bild! Der kecke Eindringling greift nicht blöde in die Nester hinein und umfaßt — anstatt der schlanken Taille einer Dryade den schwächtigen Stamm einer jungen Birke. Er drückt ein Blumengeistchen an die Lippen und hat — eine Brennnessel geküßt. Er schließt einen Feuergeist in die Arme — o, wie das sengt, die Schweißtropfen dringen aus allen seinen Poren! Da winkt ihn die schönste der Quellnymphen zu sich heran, die große, üppige mit den grünen Märchenaugen und rothgoldigen Locken; ja, es ist ein Götterweib, aber so kalt, so eifrig!

Mit einem Schlage verschwindet der ganze Zauber; nur zwischen den Stämmen kichert es noch, nur hie und da flattert ein silberner Schleier. Ha, da ist noch eine! „Kukuk, Kukuk, — so fange mich doch!“ lacht es hinter einer gewaltigen Eiche hervor, und nun beginnt eine tolle Jagd. Endlich hat der Jäger sich seiner schönen Beute bemächtigt, zwar ist es keine Halbgöttin, sondern nur eine Menschenmaid in städtischer Gewandung, jedenfalls indessen unter ihres Gleichen eine Ganzgöttin. Zug für Zug gleicht sie seiner Clelia. Wie zahm und still das lose, wilde Ding nun geworden ist, wie schämig es das Köpfchen gesenkt hat, an seinem Arme zögernd einhertrippelt und gluthübergossen seine wahnsinnigen Beteuerungen und Anstimmungen auf sich einströmen läßt! Ehe sie sich dessen versehen, hat er sie vom Boden aufgehoben und trägt sie mit Windeseile auf eine Rasenbank. Al' ihr Zappeln, Schreien und Betteln hilft ihr nichts, der Ungezüme schließt ihr den Mund mit glühenden Küssen und küßt seine brennende Stirne in den Schneebergen . . .

Ein Traumbild verschwand, und ein schöneres folgte. Immer aber spielte Clelia darin die Hauptfigur, immer war das Ende dasselbe.

Als der Opiumtrinker erwachte, schien die Mittagssonne in das Zimmer. Er fühlte sich wie zer schlagen am ganzen Leibe und schalt mißmüthig:

„Wie man nur solchen Unsinn träumen kann! Und dabei soll man vergessen! O, mein Kopf, mein Kopf! Mein Rücken, meine Lenden! Dieses vermaledeite Opium!“ Er schämte sich im Herzensgrunde und hatte eine gewaltige Angst vor dem sicherlich verachtungsvollen Gesichtchen seines Weibes?

Doch, was war das? Da kam sie ja herein, etwas verlegen zwar, aber glückstrahlend und brachte ihm eine Kraftbrühe! Das gute Kind!

„Das ist recht,“ sagte unser Held und tätschelte die rosigige Wange der barmherzigen Samaritanerin — Herrgott, was war das für ein Tatterich! — „Das ist vernünftig, mein Mäuschen, daß Du Dich überwindest und zuerst den Vann brichst!“

Clelia staunte ihn an und wußte nicht, ob sie weinen oder lachen sollte.

Eine Ahnung erfaßte den Doktor.

„Wie schwach ich war, wie schwach!“ murmelte er.

„Du thust Dir Unrecht,“ entfuhr es der Kleinen, „so stark habe ich Dich noch nie gefunden!“

Cherchez la femme.

Der Schein ist das Element der Frau! Sie gestattet Dir gerne unter vier Augen einen Angriff auf ihre Tugend, wenn Du nur diese dann vor der Welt vertheidigst.

*

Die Frau macht keine Liebeserklärungen; sie liebt.

*

Selbst ein Fanatiker der Wahrheit vergift sich, sobald er mit Frauen verkehrt.

*

Ein unbedachter Augenblick ist schöner, als Stunden voll Denkens.

*

In einem Frauenherzen findet sich stets ein Plätzchen für noch Einen.

*

Am ungeduldigsten werden die Frauen bei einem Manne, der Geduld hat.

*

Die theuerste Wohnung ist oft jene, welche Du in dem Herzen einer galanten Dame miethest.

*

Frauenthränen muß man zu — schätzen wissen.

*

Es gibt Frauen, welche nur einmal geliebt haben, selten aber solche, die nur einmal betrogen.

*

„Ich will Dir ewig Freundin bleiben,“ das ist der letzte Seufzer der Liebe.

*

Die meisten Frauen sind edel. Mit der Zeit verzeihen sie es Dir sogar, daß sie Dich betrogen haben.

*

Die Verleumdung ist eine Münze, zuweilen vom Manne geprägt, aber stets von den Frauen in Umlauf gesetzt.

*

Ihre eigenen Fehler ertragen die Frauen leichter, als die Vorzüge ihrer Rivalinen.

Germanicus.

Ein altes Lied.

Von H. P.

Wie eine moderne Ausgabe von Philemon und Baucis stiegen Herr und Frau von Tenner langsamen Schrittes die letzten Abhänge des Lebens hinab. Auf einander gestützt hatten sie ein langes Leben zurückgelegt und das Beispiel von Ehegatten gegeben, die in zärtlichster Eintracht mit einander lebten; in dem Maße, als sie älter wurden, schlossen sie sich immer enger an einander, als fühlten sie das Herannahen des Endes, das sie für immer von einander trennen sollte.

Sie waren von aller Welt geliebt und bewundert. Der bekannte Dichter Rosenhold hatte ihnen zu Ehren sogar ein Gedicht verfaßt, welches Herrn v. Tenner bis zu Thränen rühren konnte und die alten, aber noch frischen Wangen seiner Lebensgefährtin mit einem schämigen Erröthen überzog. Das Gedicht erinnerte sie an die Zwanziger-Jahre ihres Lebens und an die glücklichen Stunden der Jugend. „Gedenkt der Zeit!“ — hieß es im Refrain des Liedes, und sie gedachten der Zeit und blickten einander an, wie am Tage ihrer Hochzeit, die Augen erfüllt von Rührung und Dankbarkeit für so viel Glück, das sie sich gegenseitig so lange Zeit gegeben.

Man hatte sie immer nur so gekannt. Herr v. Tenner, ein berühmter Gelehrter, hatte fünfzig Jahre lang ausdauernd gearbeitet und nach Ruhm gestrebt, um die Genossin seiner Tage damit zu schmücken, und da er vom Glücke begünstigt, mit seinen Arbeiten auch Vermögen erworben hatte, konnte er seiner Herzensfreundin auch ein behagliches Nest bereiten. Sie wußte, daß er auf ihren frischen Lippen und in ihren schönen, weißen Armen den süßesten Lohn seiner Mühen suchte und fand, und ließ sich, von Zärtlichkeit erfüllt, von ihm lieben und anbeten . . .

Doch die Zeit hatte auch bei ihnen ihr Werk gethan und hatte ihre ehemals dunklen Häupter mit Asche bestreut. Der Gatte war zuerst weiß geworden; sehr rasch, in wenigen Wochen war Dies geschehen. Er war wenig über dreißig Jahre alt. Eines Tages waren seine Freunde betroffen von dem Ausdrücke tiefer Bekümmerniß, die auf seinem Antlitz lag, und sie konnten sich die Sache nicht erklären. Er schien todtmüde und tiefe Furchen legten sich in seine Stirne. Doch dieses Mißbehagen war rasch vorübergegangen; bald hatte er seine Munterkeit und seinen Lebensmuth wiedergefunden, — aber er war gealtert.

Frau von Tenner war zu jener Zeit unruhig gewesen. Einen Augenblick glänzten Thränen in ihren schönen Augen; sie schien eine Katastrophe zu befürchten. Doch kehrte ihre Ruhe wieder, als sie sah, daß ihr Gatte sie mit derselben zarten Sorgfalt umgab wie früher, nur mit einem Zug schützenden Ernstes, wie es einem Gelehrten seines Ranges geziemte.

Dann vergingen die Monate und die Jahre, ohne in das ruhige und regelmäßige Leben der Beiden eine Abwechslung zu bringen. Höchstens, daß mit zunehmendem Alter der Charakter der Frau von Tenner etwas herber geworden war.

Als sie die Vierzig überschritten hatte, war sie in ihren Urtheilen über die Menschen und die Sitten etwas streng geworden. Sie betrachtete jetzt mit Vorliebe die Rehrseite der

Medaille, suchte die Dornen an den Rosen und die Flecken an der Sonne. Es ärgerte sie, wenn sie hörte, wie ihr „großer Mann“, der den anderen Sterblichen so weit überlegen war, mit nie versiegender Milde die Fehler und Irrthümer der Menschen entschuldigte. In ihren Augen war dieser Grad von Güte gleichbedeutend mit Schwäche; sie fand in ihrer Strenge, daß dies eine Nachsicht in Sachen der Moral sei, die bei einem Manne von seiner Bedeutung wahrhaftig zu beklagen war.

Sie war gewiß nicht eifersüchtig; ihr Alter und dasjenige ihres Gatten schützte sie vor solcher Lächerlichkeit. Aber sie konnte schließlich nicht begreifen, weshalb ihr Mann immer solche Frauen und Mädchen vertheidigte, deren Betragen zu schlimmer Nachrede Anlaß gab, und weshalb er seinen Scharfsinn anstrenzte, um Entschuldigungs-Gründe für diese Schuldigen zu finden. Diese nachsichtigen Vertheidigungs-Reden hatten in ihren Augen einen Nachgeschmack von ausschweifender Lebensführung, wie er in dem Munde eines Mannes von der Stellung des Herrn von Tenner ganz und gar nicht am Plage war.

Der Gatte ließ sie reden, lächelte zuweilen und sandte der greisen Lebensgefährtin einen Blick liebevollen Erbarmens zu. Er empfahl auch ihr, Nachsicht zu üben, und versicherte ihr, daß unter allen Gefühlen die Güte allein es verdiene, die menschlichen Leidenschaften zu überdauern. Allein, Frau von Tenner war nicht zu überzeugen.

Eines Abends saßen die beiden Gatten am Kamin und wärmten die alten Knochen an dem tüchtigen Feuer, das im Kamin brannte. Mit ihren feisten, weißen Händen stiftete das Mütterchen Pantoffel für ihren alten Gelehrten, während dieser die Funken beobachtete, die von den brennenden Eichenklößen in Garben aufstoben.

Und plötzlich brach der alte, ewige Streit wieder los.

Die Gattin erzählte dem Gatten, daß ihre Nachbarin, die junge Freiin, Mann und Kind verlassend, sich von einem Garde-Lieutenant habe entführen lassen. Ob er wohl auch diese entschuldigen, ob er auch ein solches Betragen vertheidigen werde, möchte sie wissen. Sie müßte dann wirklich auf den Gedanken kommen, daß er nicht immer jener musterhafte Gatte gewesen, dessen Lob ihr Freund, der Dichter Rosenhold, in so begeisterten Versen gesungen. Es scheint, daß er diesen Sünderinnen sehr viel Dank schulde, um solch' einfältige Nachsicht walten zu lassen. Es sei wirklich schmähsch, mit 70 Jahren solche Grundsätze zu bekunden.

— Schweig, Liebste, sagte der Greis endlich, Du sprichst Thorheiten. Nun, nun, schau mich doch nicht so verblüfft an; ich will Dir keine harten Worte sagen, aber schließlich bringst Du mich um meine Geduld. Du bist eine wackere Frau und doch warst Du eine ungetreue Gattin.

Und als die arme, alte Frau schier erstarrt mit einer Geberde sich gegen diese unerwartete Beschuldigung verwahrte, fuhr der greise Gelehrte fort:

— Leugne nicht, Liebste. Ich habe gesehen und habe erfahren. Erwinnere Dich nur. Es war vor 38 Jahren. Ich arbeitete Tag und Nacht, um mir die Heimstätte zu gründen, wohin wir mit unserem jungen Glücke flüchten sollten. An manchen Tagen war ich sehr ermüdet, aber ich klagte nicht.

Du brauchtest Stoffe von Seide und Sammt, um Deine schönen Schultern zu bekleiden; für Deine niedlichen Füßchen mußten weiche Teppiche herbeigeschafft werden. Mein Herz überströmte von Zärtlichkeit und nach zehnjähriger Ehe war es noch nicht gesättigt . . .

Dann kam ein Tag, an welchem die Rachsucht einer gekränkten und entlassenen Magd mich die Wahrheit erfahren ließ. Mein bester Freund war Dein Liebhaber. Welchem Tausmel Du zum Opfer fielst, als Du einem Manne erlagst, den Du nicht liebtest, — denn als er ein Jahr später starb, hattest Du keine Thräne für ihn — Das weiß ich nicht; was liegt auch daran? Ich weiß nur, daß in meinem ganzen Wesen Alles in Trümmer sank, und es ist fürwahr ein Wunder, daß ich Dich sammt Deinem Mitschuldigen nicht zermalnte.

Das Mitleid hatte sich meiner bemächtigt und rieth mir Vergebung. Ich schwieg und trat mit Dir, der strafbaren Gattin, eine lange Reise an. Ich ließ Dich nichts merken und bemühte mich nur, Dich wiederzugewinnen . . .

Bernichtet hörte Frau von Tenner diese seltsame Beichte. Was half es ihr, sich zu vertheidigen? Er hatte die Wahrheit gesprochen. Sie war ihm untreu gewesen. Aber sie hatte bereut und hatte ihre Schuld gesühnt, indem sie dem Gatten, den sie einen Augenblick betrogen, wieder ihre ganze Zärtlichkeit widmete. Sie glaubte, ihr Geheimniß sei begraben und nun kam es nach 38 Jahren ans Tageslicht! Sie begann über die Sache nachzudenken und war erstaunt. Er hatte Alles gewußt und nichts gesagt! Er hatte so lange Zeit und so trefflich Komödie gespielt! Sie war also von ihm getäuscht worden? Welche seltsame Art zu lieben! Er hätte Beide tödten müssen oder doch wenigstens sie aus seinem Hause jagen! Wer würde eine solche Heuchelei für möglich halten?

Und Frau von Tenner erhob sich von ihrem Sitze, schob ihre Haube zurecht, versorgte ihre Brille in dem Futteral und sagte, den Salon verlassend, im Tone tiefer Gefränktheit:

— Mein lieber Alter! ich glaubte immer, daß Du mich leidenschaftlich liebtest; — ich sehe jetzt, daß ich mich getäuscht habe . . .

Sei vernünftig, süßes Liebchen.

Sei vernünftig, süßes Liebchen,
Komm' mit mir des Nachts auf's Gäßchen,
Brauchst Dein Herz doch nicht verhandeln
Wie ein knöchernes Prinzesschen!

Schau, Du bist ein Menschenblümlein,
Aus der Liebe aufgewachsen,
Darfst Dein Herzchen d'rum verschenken,
Wenn's Dir thut vor Liebe knaxen!

Heiße Liebe schleicht zu gerne
Nächtlich durch die stillen Gäßchen,
Wenn im Stall die Ochsen seufzen
Und im Bette die Prinzesschen.

F. H. Kanowski.

Bu vollkommen.

Von Catulle Mendès.

I.

Ach, die arme, liebe Kleine, ehemals so fröhlich und übermüthig und jetzt so melancholisch, so trübsinnig, wie eine Rose in Trauer! Was ist ihr denn widerfahren? Woher kommt ein herber Gedanke auf diese schöne Stirne, die niemals gedacht hat? Ich will es dem Leser verrathen, da ich es aus sicherer Quelle weiß. Aber ich muß da ein wenig weit ausholen.

In den Augen der Lise Emmelin lag der Troß einer Person, die ihrer selbst sicher ist. Sie Alle haben gewiß schon bemerkt, mit welcher schier beleidigenden Selbstzufriedenheit der Patron und die Gehilfen eines Kaufladens sich benehmen, der wohl assortirt ist und sich rühmen darf, alle Kunden befriedigen zu können. Diese Selbstzufriedenheit besaß Lise Emmelin. Angefangen von den rothblonden Löckchen, die ihre Augenbrauen küßten, bis zur Spitze ihrer Pantoffelchen, die unter dem Spitzen-Beignoir hervorlugten, schien ihr ganzes liebliches Persönchen, die Perlenzähnen zeigend, den Nacken schwellend, die Pfeile des Busens unter dem Surahstoffe spitzend, die Leenden unter dem Rocke hervortreten lassend — oh, welch' eine köstliche Schau! — den Leuten zu sagen, indem sie duftig und herausfordernd sich näherte: „Sprecht, was wollt Ihr? Perlen in einer roßigen Fassung? Die habe ich. Einen Flaum von weiß schimmerndem Golde? Hier ist er. Schneebälle, an welchen zwei Erdbeeren reifen? Hier sind sie. Andere, größere Rundungen, hart wie Porphyr? Das ist eine Spezialität meines Hauses. Wählen Sie, meine Herren!“

Und dieses Geplauder unterschied sich von den Anpreisungen der Geschäftsleute darin, daß es nicht log. Lise Emmelin hatte das Recht zu sagen, daß sie ein wohlaffortirter Laden sei, vorzüglich ausgestattet mit süßen Liebeswaaren. Man konnte sich nichts Vollkommeneres vorstellen, als dieses kleine Venus-Figürchen. Jedermann kennt die dreißig Bedingungen der absoluten Schönheit, (sind es wirklich dreißig und nicht einunddreißig?) welche Franciscus Corniger in lateinische Verse gefaßt, und Brantôme in seine schöne französische Prosa übersetzt hat. Nun denn, eines Tages nahm Lise Emmelin das Buch zur Hand, stellte sich vor den großen Spiegel, ließ das Hemd zu Boden gleiten und befragte abwechselnd das Buch und den Spiegel. Sie hatte Ursache, vollauf zufrieden zu sein. Das Buch sagte: „Drei Dinge müssen weiß sein: die Haut, die Zähne und die Hände.“ Der Spiegel antwortete: „Bewundere das Elfenbein der Zähne, die Lilien der Haut und Deine zarten Hände von der Farbe der Walddrebe!“ „Drei Dinge müssen braun sein“ sagte das Buch weiter: „die Wimpern, die Augenbrauen und die Augen.“ — „Sind nicht aus dunkel schimmerndem Golde Deine Augen, Deine Augenbrauen und Wimpern geformt?“ antwortete der Spiegel. — „Drei Dinge müssen roth sein“ fuhr das Buch fort: „die Lippen, die Wangen, die Nägel.“ — „Deine zarten Nägel sind in die Farbe des Blutes getaucht, Deine Wange ist eine Rose, mit einem Schneehauch darüber; Deine Lippen gleichen einer allzu großen Erdbeere, die sich geöffnet hat, weil sie zu reif

REMINISCENZEN



l'opéra
bonheur



ist.“ So lautete die Antwort des Spiegels. — „Drei Dinge müssen breit sein: „die Stirne, der Raum zwischen den Augenbrauen und die Brust.“ Darauf erwiderte der Spiegel: „Wie würde Dein voller und fester Busen Platz finden, wenn Deine Brust nicht genügend Raum böte? Zwischen den Bogen, die sich über den Augen wölben, ist der schickliche Raum vorhanden; was aber die Stirne betrifft, so faselt der Verfasser des Buches; denn es gibt nichts Schöneres, als wenn die Stirnhaut fast ganz verschwindet unter den kleinen, krausen Lockchen.“

„Drei Dinge müssen klein sein: die Knospe des Busens, die Nase, der Kopf.“ — „Dein Kopf ist klein wie der eines Kindes; ein Blättchen eines Haiderösleins ist größer als Dein Näschen; die Spitzen Deines Busens sind zwei Himbeeren, die sich im Schnee verlieren.“ — „Drei Dinge müssen lang sein: Die Haare, die Hände, der Körper.“ — „Dein schlanker Leib streckt sich unter der Bettdecke wie eine Schlange; Deine Hände sind glücklicherweise weder plump noch gepolstert, und was Deine Haare betrifft, so ist es ihnen ein Leichtes, mit den rostigen Fersen Deiner Füße zu spielen.“ — „Drei Dinge müssen kurz sein: die Ohren, die Füße, die Zähne.“ — „Du hast nichts gemein mit den Engländerinnen und ihren Wölfzähnen, die im Sande der Dünen die Fußspuren von Riesinen zurücklassen, und Deine Ohren sind feine Muscheln, welche Cypris Anadyomene vergessen hat abzuschütteln, als sie den Wogen des Meeres entstieg.“ — „Drei Dinge müssen fein sein: die Finger, die Haare, die Lippen.“ — „Deine Lippen wären zu dünn, wenn sie in dem Kusse nicht die Gewohnheit angenommen hätten, voll erschlossen zu sein; die im Lichte der Sonne bunt schimmernden Sommerfäden sind nicht so leicht und fein wie Deine Haare und nichts ist so zart, als die Enden Deiner schlanken Finger.“ — „Drei Dinge müssen dick sein: der Arm, der Schenkel, die Wade.“ — „Dort wo es nöthig ist, schwillt Dein Fleisch zu Hügeln von lebendiger Seide an.“ — „Drei Dinge müssen schmal sein: der Mund, der Knöchel, der Wuchs.“ — „Dein Leibschluß hat über den hervortretenden Hüften die Geschmeidigkeit des Schilfes; das Armband eines kleinen Mädchens wäre für Deinen Knöchel ein zu weiter Ring; Dein Mund ist so klein, daß Deine Zähne darin nicht Platz fänden, wenn es nicht Reiskörner wären.“ Man kann sich wohl denken, daß Lise an diesem Zwiegespräch zwischen dem Buche und dem galanten Spiegel ein großes Wohlgefallen fand. Gegen das Ende schien sie aber doch ein wenig betroffen. Was? blos drei enge Dinge sind nothwendig? Sie wußte, obgleich der Autor des Buches und der Spiegel darüber schwiegen, daß zur vollkommenen Schönheit vier Dinge mit dieser Eigenschaft nöthig seien. Und sie lachte hell auf, weil sie sicher war, daß ihr auch die einunddreißigste Bedingung nicht fehle.

II.

Vollkommen wie sie war — noch vollkommener, als wie Franz Corniger es verlangte — wäre es wahrhaftig zu beklagen gewesen, wenn Lise Emmelin mit den Schätzen gezeigt hätte, die ihr so reichlich zutheil geworden. Wie viele Freuden wären unseren Blicken, unseren Lippen geraubt worden, wenn eine solche Schönheit nur den Spiegel des Boudouirs zum Vertrauten gehabt hätte! Doch dem Himmel sei Dank! das

köstliche Geschöpf wußte, wozu der Besitz von so vielen Reizen sie verpflichtete und sie dachte mit Recht, daß eine Rose sehr zu tadeln wäre, wenn sie sich unter ihren Blättern verbergen und ihren Duft mit ihrem Kelche einschließen wollte. Mit dem Muthe, sich darzubieten, verband sie oft die Huld, sich hinzugeben. Niemals verdarb sie den schönen Reim: Begier — Plaisir. Der Bewunderung sicher, strebte sie nicht sonderlich nach Respekt und wer gezögert hätte, sich ihr respektwidrig zu erweisen, hätte ihr sehr unverschämt geschienen. Doch nicht das Gefühl ihrer Pflicht allein war es, was sie zur Milde stimmte. Es war ihr eine Freude, Anderen Freude zu bereiten, wie Einer sich mit Behagen an dem Feuer wärmt, das er für Andere angezündet hat. Lise Emmelin war das gerade Gegentheil jener aller Bärtlichkeit baren Personen, die während des Kusses dem Spiel einer Fliege auf dem Vorhang des Alfoves zusehen. Sie weilte mit Befriedigung bei der Sache, die sie that. Ob ihre Aufführung geeignet sei, strengen Sittenrichtern zu mißfallen, darum kümmerte sie sich nicht; ihr hübsches, munteres Lachen hatte sie als Antwort stets bereit; so daß sie mit ihren zwanzig Liebchaften, die rasch entstanden und rasch wieder vorüber waren, ihr Leben in tausend tollen Launen verträdelnd, nie aufgehört haben würde, ebenso vollkommen glücklich, wie glücklich vollkommen zu sein, wenn ihr nicht eines Abends, an welchem sie seit fünf oder sechs Stunden Niemanden geliebt hatte, der Graf Horaz von Hervader, aus seinem bretonischen Heimathlande soeben angekommen, vorgestellt worden wäre.

Sie verliebte sich sogleich leidenschaftlich in diesen kräftigen Edelmann, der so verschieden war von den schwächlichen Liebhabern, mit welchen sie sich bisher hatte bescheiden müssen. Mit Entzücken und Bewunderung betrachtete sie diese männliche Schönheit, die fast ohne Anmuth, aber stolz und herrlich war: die Schönheit eines Barbarenhelden. Man sah ihm wohl an, daß er in den Wäldern, am Meeresstrande gelebt habe, als großer Jäger, großer Fußgänger, stark genug, um Löwen zu erwürgen, um der Sturzfluth des Meeres, welche Felsen erschüttert, Stand zu halten. Ein Riese in der That, unter dessen Schritten der Fußboden ächzte, trotz der Teppiche, die ihn bedeckten. Es fehlte wenig und Lise wäre gleich bei der ersten Begegnung ihm an den Hals geslogen, auf die Gefahr hin, in einer Umarmung zermalmt zu werden. Ihre Scheu hielt aber nicht lange an; schon am folgenden Abend trat sie mit dem Freimuthe ihrer Liebe in das Zimmer des starken Bretonen ein, ihm alle ihre Küsse darbietend . . .

III.

Ach, aus unseren glühendsten Hoffnungen gehen nicht selten unsere bittersten Enttäuschungen hervor. Diejenigen, die Lise Emmelin am Tage nach diesem tollen Streiche sahen, wollten sie kaum wieder erkennen, so mürrisch und traurig war sie, gleich einem Käzchen, dem man seinen Milchnapf genommen hat. Aus ihrem an das Lachen gewöhnten Munde kamen Seufzer hervor, um Steine zu erweichen. Und in der That: ihr Kummer war groß trotz des melancholischen Lächelns, das ihre Lippen umspielte. Einen ganzen Tag blieb sie in ihrem Boudoir eingeschlossen und wollte Niemanden sehen. Das neugierige Kammerkätzchen vernahm durch die Thüre die Ausrufe: „Ach, es ist greulich! Und ich liebe ihn so unendlich!“ Was war

denn geschehen bei dem Bretonen, der stark genug war, um Wölfe zu erwürgen und der Sturzfluth des Ozeans Stand zu halten? Vielleicht hätte man es nie erfahren, wenn nicht Fräulein Anatoline Meyer ihre Freundin mit theilnahmvollem Drängen befragt hätte. „Sprechen Sie doch, liebste, kleine Lise: was ist denn geschehen? Hat der Wilde Sie etwa mißhandelt?“ — „Ach nein,“ antwortete Lise. — „Oder hat er, als Sie ihn in der Nähe sahen, Ihnen weniger gefallen?“ — „Nein, ich liebe ihn noch immer und mehr als je.“ — „Ach, ich errathe. Dieser Riese ist nicht was er scheint. Mein Gott! der Schein trügt oft . . .“ — „Sie sind auf dem Holzwege, ich schwöre es Ihnen.“ — „Dann weiß ich nicht mehr, was ich denken soll. Denn es ist doch unmöglich, daß Sie ihm mißfallen haben könnten, — Sie, so reizend, so vollkommen!“ — „Ach, Das ist es ja eben! — „Wie so, Liebste?“ — „Ich bin nur zu vollkommen!“ flüsterte Lise, in Thränen ausbrechend.

Caviar-Schnitten.

Wenigstens etwas.

Freund. Ja, lieber Freund, Du mußt Dich schon trösten. Die Ehe ist eben ein Lotteriespiel . . .

Chemann. Ach, geh' mir mit Deinem Trost — nicht 'mal den Einsatz hab' ich zurückgewonnen. S-a.

*

Bereitwillig.

Gatte (im Theater). Ich begreife nicht, wie Du dieses Stück ohne Erröthen sehen kannst.

Gattin. Aber ich werde schon erröthen — laß mich nur erst zu Ende sehen. S-a.

*

Verunglückte Entschuldigung.

Dame. Mein Herr, ich begreife nicht, wie Sie sich einer alleinstehenden Dame in dieser aufdringlichen Weise nähern können.

Herr. Ach, entschuldigen Sie, ich dachte, Sie wären verheirathet. S-a.

*

Die gute Hausfrau.

„Sehen Sie, Frau Krausen, Alles, was wir heute zu Mittag haben, ist aus meiner eigenen Wirtschaft: der Kaninchenbraten ist von selbstgezogenen Kaninchen, die Butter sauce von selbstgemachter Butter, der Spinat aus'm Gemüsegarten — — bloß die Eier hab' ich nicht selbst gelegt.“ S-a.

*

Aus der Gesellschaft.

Herr v. C. Sie beklagen sich, daß Sie immer stärker werden, meine Gnädige?

Frau M. Ach, ich werde noch speckfett wie ein Walfisch!

Herr v. C. Dann lassen Sie mich die Rolle des Jonas spielen.

Frau M. Drei Tage und drei Nächte! Nein, — das ist denn doch zu lang! H. G-t.



B u c k e r w e r k.

Von Armand Silvestre.

I.

Diese Geschichte, Madame, würde verdienen, in Spiralwindungen geschrieben zu werden, mit kleinen Stänglein von Anis- und Mandelzucker, rings um eines jener saftigen Gebäude, welche man in meiner Kindheit Croque-en-bouche genannt hat und welche in der Provinz, auf der Festtafel bei Hochzeiten niemals fehlen durften. Denn meine Geschichte ist saftig und süß und lecker und sie knistert da und dort wie glacirter Zucker. Da ich aber nichts Anderes bei der Hand habe, als meine Arbeitsmütze, die ich als Tortenform nicht benutzen kann, muß ich mich entschließen, auch diese Geschichte, wie alle anderen, mit der Feder auf Papier zu schreiben.

Es war auf dem Jahrmärkte zu Plessis-les-Vents, in einer breiten Allee von hundertjährigen Linden. Vor einem Karren, der mit einem kleinen afrikanischen Esel bespannt war, drängten sich die Leute, um zuzuschauen, wie Sidi-Baboul seine Gerstenzucker-Stänglein und seine Cibischzucker-Bonbons fabrizirte. Um einen horizontal liegenden runden Kupferbarren rollte er schwere Stücke Zuckerteig, welche unter ihrem eigenen Gewichte sich in dichten Massen ausdehnten, die er mit seinen schwarzen Händen auffing, knetete, flocht und wand wie Haare. Manchmal machte er sich den Spaß, kleinere Stücke sich zu einem biegsamen, haarfeinen Faden verdünnen zu lassen. Der Cibischzucker erwies sich bei diesen Spielen ziemlich spröde; der Gerstenzucker hingegen leistete Wunder; es waren dies glänzende und durchsichtige Seidenhalme, die im Lichte gestockten Sonnenstrahlen glichen. Und die Gaffer leckten sich die Lippen und wurden nicht müde, die stille Arbeit Sidi-Babouls zu beobachten. Aufmerksam und neugieriger als alle Anderen war Herr Pécourtois, der zurückgeblieben war und seine Frau am Arme unseres Freundes Cadet-Vitarb vorausgehen hatte lassen, damit sie die zahllosen Sehenswürdigkeiten des Marktes in Augenschein nehmen könne. Mit festen Blicken, zusammengekniffenen Lippen und nachdenklich gerunzelter Stirne schaute er und schaute wieder, der allmäligen Verdünnung des weichen Stoffes folgend, die abfallenden Fäden auffangend, um zwischen seinen Fingern die Elastizität derselben zu erproben. Und er nickte dabei mit dem Kopfe und dachte nach.

Unzweifelhaft fühlte auch er, wie die scharfsinnigen Baumeister der Croque-en-bouche-Torten, daß er eine Erfinders-Seele im Leibe habe. Mit einem plötzlichen Entschlusse erstand er einen beträchtlichen Block Gerstenzucker, ließ sich diesen in mehrere Papiere einwickeln und ging, ohne sich um seine Frau und deren Cavalier weiter zu kümmern, nach Hause, schloß sich in seinem Arbeitszimmer ein, brachte den Zucker zum Schmelzen, machte lange und immer längere Fäden daraus und versenkte sich dermaßen in seine Experimente, daß man ihn zum Essen rufen mußte.

— Was machst Du denn, mein Freund? fragte seine Frau theilnahmsvoll.

— Ich arbeite an Deinem und meinem Glücke, Liebste, erwiderte er einfach.

Während die Herrschaften bei Tische sitzen, will ich dem Leser die Idee des genialen Mannes verrathen. Herr Pécourtois, Kaufmann im Ruhestande, Gatte einer reizenden Frau, die um zwanzig und etliche Jahre jünger war als er, begabt mit einem Freunde, Herrn Cadet-Bitarde, der ihm mit Wonne Hörner aufsetzte, wurde von einem unsinnigen Ehrgeiz geplagt, sich durch irgend eine Entdeckung unsterblich zu machen. Wenn er sah, wie Sidi-Baboul und die Genossen desselben ihr Zuckerwerk bereiteten, sagte er sich jedesmal, daß der Zucker in verdünntem Zustande ein Webestoff von unvergleichlichem Glanze sein müsse. Hemden und Kleider aus Zuckersäden zu verfertigen, — welch' ein herrlicher Gedanke! Diese Stoffe werden an Glanz die Seide übertreffen! Allerdings war die Gebrechlichkeit dieser Fäden ein großes Hinderniß; aber er wird versuchen, den Urstoff mit einer sehr kleinen Zuthat von Gutta-percha zu mengen.

Er erledigte in aller Eile das Mittagessen und begab sich wieder auf sein Arbeitszimmer, seine Frau und Cadet-Bitarde in einem Zustande zurücklassend, welcher sehr bald aufhörte, ein Tête-a-tête zu sein. Ich will nicht länger dabei verweilen, wie die beiden Liebenden den Abend verbrachten. Es genüge, daß Herr Pécourtois ihnen nichts darüber gesagt hatte, was ihn veranlaßte, die Einsamkeit zu suchen. Sie wußten also nicht, was er wollte, aber sie wußten ganz genau, was sie selbst wollten.

II.

An den folgenden Tagen vertiefte sich Herr Pécourtois noch mehr in seine geheimnißvollen Arbeiten. Dann reiste er eines Tages, mit der stummen Herrlichkeit eines Erfinders in dem strahlenden Gesichte, nach Lissieux ab, seine Zuckermuster in sorgfältiger Verpackung mitnehmend. Zum Vorwande dieser Reise gab er das Leichenbegängniß eines Jugendfreundes an. Die Wahrheit war, daß er die Absicht hatte, mit einem Spinnerei-Besitzer in Verbindung zu treten und diesem unter Anempfehlung strengster Geheimhaltung und Zuhilfenahme der verläßlichsten Arbeiter die Herstellung der ersten Gewebe aus *Kautschuk-Zuckersäden* anzuvertrauen. Denn er hatte seinen Zweck erreicht: es war ihm gelungen, das Object seiner Erfindung vollkommen biegsam und elastisch zu machen. Der Spinnerei-Besitzer nahm den Auftrag an. Herr Pécourtois, der seinen Aufenthalt in Lissieux nicht ins Unerklärliche verlängern konnte, kehrte heim; aber er führte zuhause ein unruhiges,

aufgeregtes, nervöses, bald mürrisches, bald ausgelassen fröhliches Dasein bis zu dem Tage, an welchem er mit der Post ein sehr sorgsam eingehülltes Paket empfing, mit welchem er sich sogleich in seinem Kabinet einschloß.

— Ich glaube gar, er verliert den Verstand, sagte Frau Pécourtois.

— Ich finde es sehr weise von ihm, daß er uns in Ruhe läßt, entgegnete Cadet-Bitarde höflich.

Und er nahm seine Forschungen ebenfalls auf, die allerdings ganz anders geartet waren . . .

Das Problem war gelöst, kein Zweifel mehr. Der Spinnerei-Besitzer von Lissieux hatte ihm zwei Meter eines Gewebes von unvergleichlicher Leichtigkeit gesendet, welcher die Geschmeidigkeit und den Glanz der Seide hatte, einen Stoff, der wie aus Sonnenstrahlen gewebt schien. Des wackeren Mannes und sanften Hahnreis erster Gedanke war, aus diesem Stoffe, der enorm hoch zu stehen kam, seiner Gattin — die noch immer nichts von seinem großen Erfolge wußte — ein Kleid und seinem Freunde Cadet eine Weste machen zu lassen. Es nahte der Gabriela-Tag, das Namensfest der Frau Pécourtois, und sie sollte an diesem Tage mit dem Kleide überrascht werden und dasselbe bei dieser feierlichen Gelegenheit zum ersten Male tragen.

Er hatte dabei noch ein anderes Plänchen im Kopfe. Seine Studien hatten es mit sich gebracht, daß er seit drei Monaten seine ehelichen Pflichten vollständig vernachlässigte. Am Namensfeste Gabriellens, die durch ein so königliches Geschenk sicherlich gerührt sein wird, wollte er seine feierliche Rückkehr zum Ehebetto halten, sich offiziell als Gatte rehabilitiren. Der unglückliche Hausfreund roch Lunte und war darob sehr böser Laune. Gabrielle gab sich alle Mühe, ihn zur Vernunft zu bringen. Es sei schließlich doch ihr Mann und sie könne ihm Dies nicht verweigern und was dergleichen Redensarten mehr sind, welche die lieben Frauen erfinden, welche jedoch unser Freund Cadet nicht als gangbare Münze nahm.

III.

Es kam der Tag der heiligen Gabriela. In welchen Theil des Jahres fällt dieser Tag eigentlich? Ich weiß es wahrhaftig nicht genau; nehmen wir an, es sei um die Mitte des Sommers, wenn die Rosen in voller Blüthe stehen. Es war also ein prachtvolles, sonniges Wetter, mit einigen leichten Wölkchen am Himmel, welche die Luft erfrischten. Die Uebergabe des eheherrlichen Geschenkes hatte am Morgen dieses Festtages stattgefunden. Gabrielle hatte mit der naiven Freude eines Kindes, das seine Puppe schmückt, das Kleid aus Zuckersäden angelegt, das einen köstlichen Caramel-Ton hatte mit einem Schimmer von goldgelbem Stroh; ein wahres Wunder von Leichtigkeit, welches der Gatte im Geheimen durch eine Kleiderkünstlerin hatte verfertigen lassen. In der That, sie klatschte jubelnd in die Hände und hatte Ausbrüche freudiger Dankbarkeit, welche Cadet sehr eifersüchtig machten. Oh, diese Wiederaufnahme der legitimen ehelichen Gymnastik! Er hätte den Pécourtois am liebsten zu allen Teufeln gesendet und haßte ihn mit dem ganzen Groll all' des Unrechtes, welches er — Cadet — ihm — dem Gatten — zugefügt hatte, was nur menschlich ist.

Um ihn zu beschwichtigen, schlug ihm Gabrielle eine kleine Kahnfahrt auf dem Teiche vor, der in dem dunkelsten und schattigsten Theile des Parkes lag. Es gab da einen allerliebsten, kleinen Kahn, ganz weiß angestrichen, mit einem blauen Streifen am Rande. Sie hatten an diesem traulichen Orte schon öfter süße Liebestunden genossen, die ach! so rasch verfliegen waren. Heute wollten sie sich im voraus für das Ungemach entschädigen, das ihnen drohte. Alles rieth ihnen diese antizipirte Vergeltung: das erfrischende Lüftchen, das durch die Zweige strich, der Gesang der Vögel, das Gemurmel des Wassers, das fröhliche Gesumme der in allen Farben schimmernden Käfer. Alles lud sie zu dem leidenschaftlichen Pantheismus ein, welcher der erhabene Urgrund aller Dinge ist. Unser Pécourtois schwebte am Namensfeste seiner Frau in einer sehr großen Gefahr! . . . Gabrielle sprang zuerst in die Barke. Puff! puff! das Fahrzeug kippte um und Gabrielle lag in dem Teiche, der glücklicherweise nirgends tief war. Nichtsdestoweniger eilte Cadet-Bitard ihr zu Hilfe. Aber ach, welche Ueberraschung! als er die junge Frau am Kleide fassen wollte, war dieses vollständig verschwunden. Ein Uebelstand, welchen der vertrackte Pécourtois nicht vorausgesehen hatte! Sein Zuckergewebe zerfloß im Wasser! Da Gabrielle wegen der herrschenden Hitze es unterlassen hatte, ein Hemd anzulegen unter diesem köstlich-weichen, kühlenden Stoff, war sie plötzlich ganz nackt. Und um das Unglück voll zu machen, vernahm man alsbald Tritte auf dem Sande, und zwei Stimmen, deren eine Herrn Pécourtois angehörte, während die andere diejenige des Herrn Doktor Ventoli war, den sein Spaziergang zufällig hier vorbeigeführt hatte.

— Gestatten Sie, daß ich Sie einen Augenblick verlasse, hatte die Stimme Pécourtois soeben gesagt.

Man hörte ein Rascheln in den Zweigen und dann ein plätscherndes Geräusch. Gabrielle und Cadet hatten sich in einen Winkel des Teiches geflüchtet, wo hohe Irissträucher sie verbargen. Sie zitterten am ganzen Leibe.

Das Geräusch war einen Augenblick verstummt.

Doch jetzt näherten sich die beiden Spaziergänger jener Seite, wo das Pärchen sich verborgen hielt und die Verliebten mußten von neuem den Athem zurückhalten, um sich nicht zu verrathen.

— Es muß in dieser Gegend mineralische Wasser geben, sagte der Doktor Ventoli; lassen Sie mich dieses hier kosten.

Pécourtois wollte ihn seinem Vorhaben abwendig machen. Allein, hartnäckig wie alle Gelehrten, bückte der Doktor sich zu dem Teiche hinab und schöpfte mit der hohlen Hand von dem Wasser.

Kaum hatte er davon gekostet, als er ausrief:

— Magnesia-Saccharat! Das Wasser ist dermaßen zuckerhaltig, daß man es kaum trinken kann. Mein Freund, Sie besitzen da ein Vermögen!

Es war der Zucker von dem Kleide Gabriellens; er hatte genügt, um das Wasser an dieser Stelle zu versüßen.

Pécourtois ward todtensbleich.

— Was ist Ihnen denn? fragte der Doktor.

— Ach, ich will Ihnen gestehen, daß ich soeben in dieses Wasser — das meinige gemengt habe, flüsterte Pécourtois mit erlöschender Stimme.

— Oh, dann laboriren Sie an einer schrecklichen Zuckerkrankheit, mein lieber Alter! Nehmen Sie sich in Acht! Keine Dummheiten machen; besonders nicht mit Ihrer Frau!

— Gott sei gedankt! flüsterten die Verliebten im Duo. Die zweite Ausgabe der Brautnacht wird nicht stattfinden.

Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.

Ein Thor ist, der auf Märzschnee, auf Frühlingseis vertraut, Auf Frömmigkeit der Schlangen, auf Weiberkosen baut! Des Weiberfinnes Schweifen kann keine Treue zügeln, Und Wankelmuth wohnt unter des Busens Lilienhügeln.

Regner.

*

Seltames Thier der Mensch! und Weiber gar!
Ihr Kopf, ihr Herz, was für ein Labyrinth!
Was für ein Strudel, tief und voll Gefahr!
Vermählt, verwittwet, ledig, immer sind
Sie rastlos wie der Wind und wandelbar.
Man glaubt, man kenne sie, und dann beginnt
Die Sache oft recht räthselhaft zu werden;
Das ist uralt und immer neu auf Erden.

Byron.

*

Eine schöne und treue Frau ist so selten, wie die vollkommene Uebersetzung eines poetischen Werkes. Die Uebersetzung ist gewöhnlich nicht schön, wenn sie treu, und nicht treu, wenn sie schön ist.

Saphirs Legikon.

*

Unter Neue verstehen die Frauen: die süße Erinnerung ihrer Fehler, mit dem schmerzlichen Bedauern, nicht wieder von vorn anfangen zu können.

de Bernard.

*

Liebst Du eine Dame, ohne es ihr zu sagen, so schmeichelt ihr diese Schüchternheit, und Du bist in ihren Augen ein „gefährlicher Mann“. Dauert aber Deine Schüchternheit zu lange, so wird sie ärgerlich und sie heißt Dich „Esel“.

A. Lindner.

*

Aus Leichtsinn, Unbestand und Flatterhaftigkeit,
Betrug, Verstellung, List, Stolz, Wiß und Eitelkeit
Spann künstlich die Natur mit äußerst feinen Fädchen
Ein Flitterding, und nannt' es — Mädchen.

Saphirs Legikon.

*

Frauen spielen mit ihrer Schönheit wie die Kinder mit einem Messer; sie verwunden sich schließlich selbst damit.

v. Hugo.

*

O Weiber, Weiber!
Der erste Gedanke, den Loke dachte,
War eine Lüge und in Gestalt des Weibes
Zur Erde er sie schickt anmuthigen Leibes.
Blauäugige Lüge mit falschen Blicken
Und süßen Thränen uns zu berücken;
Hochbustige Lüge, ein rosig' Kind,
Mit Märzeistugend und Treu' vom Wind;
Wo Falschheit wohnen und Trug im Herzen,
Meineide stets auf den Lippen scherzen.

Regner.

Im Jahre 2000.

Sehr frei nach Bellamy.

Ich war von meinem ersten Besuche der elektrotechnischen und industriellen Ausstellung nach Hause gekommen. Der Eindruck war überwältigend gewesen. Erschöpft und stannend über das „Meer von Licht“, das, nach den Worten einer hervorragenden Persönlichkeit, dieses großartige Unternehmen über zahllose Gebiete menschlicher Thätigkeit verbreitete, warf ich mich auf mein Sopha.

Chaotisch wogten die Erinnerungen an das Gesehene in meinem Kopfe durcheinander und vermischten sich mit den Träumereien einer noch größeren, ungeborenen Zukunft. Meine Phantasie machte einen Streifzug durch das unabsehbare Gebiet der neuesten Entdeckungen und Erfindungen. Was in Gewerben, Wissenschaft und Kunst Neues und Großes zu Tage gefördert ward: von der Philosophie des Unbewußten bis zu den neuesten Suggestionserscheinungen, von der Bacillentheorie der Medicin bis zu den „Spirits“ der 4. Dimension, von Krebs' steuerbarem Luftschiff bis zur Saccharinfabrikation, von den künstlichen Kaffeebohnen und Hühnereiern bis zum knall- und rauchlosen Pulver, vom Arlberg- und Panama-Durchstich bis zum elektrischen Bratenwender und Phonographen, von den Blitzphotographien bis zu Falbs Wetterprognosen, vom berühmten Wolterschrei und der Ziegler'schen Plastik bis zu den dressirten Seehunden, von Herzka's „Freiland“ bis zum Lockspitzelthum der europäischen Regierungen, vom staatlichen Arbeiterschutz bis zu den Socialisten-Ausnahmsgesetzen, von der Volkshereesorganisation bis zur Petroleumsteuer: alles dies ging, wie die bunten Bilder einer *laterna magica*, an meinem innern Gesichte vorüber.

Das menschliche Geschlecht — so spann ich den Faden meiner Betrachtung fort — eilt mit Riesenschritten seinem Sonnen- und Culminationspunkt zu, ein Jahrzehent ist jetzt fruchtbarer als sonst ein halbes Jahrtausend, und nichts ist ein Wunder als der Unglaube mancher Leute, — und wenn anders die Gegenwart die Gebärmutter ist, worin sich der Embryo der Zukunft gestaltet, so möchte ich wohl wissen, wie es —

„Im künftigen Jahrtausend aussehen wird“ wollte ich sagen, sagte es aber nicht, denn hier war es, wo Gott Morpheus den Faden meiner Betrachtungen durchschnitt. Im Nu ward ich in das Jahr 2000 versetzt. Ich blickte umher zu erspähen, wo ich mich befände. Dort lag ein Hügel. Ich erstieg ihn und — siehe da! vor mir lag eine große, prächtige Stadt mit vielen stolzen Thürmen und Palästen.

Ich eilte sie zu erreichen und in wenigen Minuten war ich am Ziele.

„Halt!“ rief mich unter dem Thore ein Mann mit grünem Kragen, einer Spürhundsnafe und dem spähenden Blicke eines Puttkammer'schen „Nicht-Gentleman“ an. „Ehe Sie in die Stadt eingelassen werden, müssen Sie visitirt und plombirt werden, und sich überdies einer Koch'schen subcutanen Injection unterziehen.“ Auf mein Befragen, was es damit für eine Bewandniß habe, erwiderte er: „Heutzutage ist eben Alles verstaatlicht. Ersteres geschieht wegen der Luft- und Hals-

steuer, die jeder ankommende Fremde dafür bezahlen muß, daß er seinen Kopf auf dem Kumpfe behalten und die Luft des Landes einathmen darf; Letzteres zur Abhaltung politischer Espione und ansteckender Krankheiten.“

Ohne weitere Reflexion (denn schon war mir, als wackle mein Kopf auf dem Kumpfe und schnüre mir Jemand die Kehle zu) ging ich auf das angrenzende Plombiramt und von da auf die damit verbundene „Impf- und Rettungsstation“. Dortselbst wechselte ich einen Nickelstempel, der mir, nach Art einer Hundemarke, um den Hals gehängt wurde, gegen mein Gold und Silber ein, ließ ein paar — ich weiß nicht, ob Pasteur'sche oder Koch'sche — Sticheleien über mich ergehen, und schlenderte nun, wohlplombirt, visitirt und injicirt und frei wie ein Vogel, durch die Straßen der Stadt.

Vor einem stattlichen Gebäude bemerkte ich die Bildsäule der Themis mit der Ueberschrift: *Justitia regnorum fundamentum*. Aus Neugierde, die Fortschritte der Justiz im zweiten Jahrtausend kennen zu lernen, trat ich hinein und fragte einen im Vorhofe stehenden Schutzmann, wo die Gerichtsverhandlungen stattfänden. Mit ungemeiner Dienstfertigkeit nahm er mich unter dem Arme und führte mich — statt in den Gerichtssaal — — in das Bureau des Bezirksrichters, der sich in voller Dienstesuniform befand. Hier trat er mit der Anklage gegen mich auf, daß ich mir meine Uhr hätte von ihm stehlen lassen. Außer mir über ein so seltsames Benehmen, war ich unfähig, auch nur ein Wort zu erwidern, als der Bezirksrichter sich mit der Frage an mich wandte, ob die Anklage ihre Richtigkeit habe.

„Hier ist die Uhr, die ich ihm aus der Tasche praktizirt habe“ sagte der Kläger; „da, schauen Sie her, können Sie's leugnen, daß es die Ihre ist?“ Ich konnte nicht umhin, sie als die meinige zu agnosziren. „Da haben wir das Geständniß“ sprach der diebische Sicherheitswächter mit schadenfrohem Gesichte, und der Richter diktirte mir eine Strafe von 20 Mark, wovon die Hälfte dem Diebe als Prämie zuerkannt wurde, eventuell 5 Tage Gefängniß. „Aber um Himmelswillen“ plakte ich wüthend los, „was gelten denn hier zu Lande für Gesetze? Ist es zum Verbrechen geworden, sich — noch dazu, horrible dictu, von einem Schutzmann — bestehlen zu lassen? Und wird nicht mehr der Dieb bestraft, sondern der Bestohlene?“

„Was sind das für krause Redensarten?“ rief der Dieb. — „Der Mann scheint nicht bei Troste zu sein, oder aus anderen Zeiten zu stammen,“ meinte der Richter. — Ich bejahte das Letztere und versicherte, daß ich mit den Landesgesetzen unbekannt sei. „Das merkt man“ antwortete er spöttisch und ließ sich, auf mein Drängen endlich herbei, mir das Gesetz zu expliciren. — Nun ging mir erst ein ganzes Vogenlicht auf.

Im Jahre 1999 war nämlich ein großer Rechtsgelehrter aufgetreten und hatte eine wahre Magnesiumfackel in der Nacht der Gesetzgebung angezündet. „Das Verbrechen,“ so lehrte er, „hat einzig und allein seinen Grund in der Unvorsichtigkeit, Nachlässigkeit oder Schwäche seines Opfers. Man war bisher auf dem unrechten Wege, indem man den Verbrecher, den Schurken, den Gauner bestrafte oder auch — nicht bestrafte. Man kehre die Sache um, man lege dem Geschädigten zur Strafe seiner Unvorsichtigkeit eine Geldbuße auf, zahle dem



- Woran dachten Sie soeben, holde Josephine?
- An nichts.
- Ach, wenn ich doch dieses „nichts“ wäre!

Diebe zum Lohne seiner Klugheit und Geschicklichkeit eine Prämie und strafe ihn höchstens dann, wenn er sich in flagranti erwischen läßt.

Die natürliche Folge wird sein, daß die Menschen vorsichtiger und selbstständiger werden, je empfindlicher die gesetzlichen Folgen ihrer Unvorsichtigkeit, Schwäche &c. sind. Solcher Gestalt wird in Zukunft die Person, das Eigenthum, die Ehre besser gesichert und Verbrechen und Vergehen werden bald zu den seltenen Erscheinungen gehören. — Der Betrogene muß dem Betrüger zur Strafe seiner Dummheit, der Beschimpfte und Verleumdete dem Beschimpfer und Verleumder zur Strafe seiner Feigheit und Schwäche eine Prämie zahlen, und so ist es nun, Gottlob, dahin gekommen, daß kein Mensch mehr klagt, irgendwie über's Ohr gehauen worden zu sein! — Ich konnte nicht umhin, die abgründtiefte Weisheit dieses Gesetzes zu bewundern, gestand mir aber bei näherer Erwägung, daß man schon im 19. Jahrhundert — laut manchem Paragraph der damaligen Strafgesetzbücher — auf dem besten Wege gewesen war, das Gesetz, wenn auch nicht so brüsk theoretisch, doch um so mehr praktisch anzuwenden.

Was war zu thun? Ich machte gute Miene zum bösen Spiel, zahlte die Prämie, erlegte die Verhandlungskosten, und ging, mit bereicherter Erfahrung und erleichtertem Geldbeutel, von dannen.

Nicht weit von dem Tempel der Themis befand sich, hinter großen Spiegelscheiben, ein mit prachtvollen Vorhängen decorirtes „modernes Informations- und Verkehrsinstitut“, wie an den ellenlangen, goldenen Buchstaben, die über dem Eingang prangten, zu lesen war. Ich trat ein, die Adresse eines Leihhauses zu erfragen, oder, wo möglich, gleich an Ort und Stelle die wenigen Werthsachen, die mir ein hohes Aerar und die Justiz noch übrig gelassen, zu verpfänden.

„Ich wünsche“ — so sprach ich die Vorsteherin des Comptoirs an und sah dabei etwas verlegen aus. — „Ich verstehe“ antwortete sie, ohne mich ausreden zu lassen. „Belieben Sie nur einen Augenblick zu verziehen.“ — Sie wies mich dabei in ein Nebengemach und es dauerte nicht lang, als ich drei junge Damen eintreten sah, welche mir auf die unzweideutigste Art begreiflich zu machen wußten, daß ich mich falsch adressirt hatte, und dieses sogenannte Informations- und Verkehrsbureau weniger dem mündlichen und Effekten- als dem Personenverkehr zu dienen bestimmt sei.

Ich war augenscheinlich in ein modernes „Heirathsbureau“ gerathen. Vor Schreck trat ich drei Schritte zurück, erinnerte mich aber bei Zeiten, daß ich ja im Jahre 2000 lebe.

„Die Menschheit ist vorgeschritten,“ dachte ich bei mir, „die Schranken des Vorurtheils sind gefallen, der Fötus der wahren Menschenliebe ist zum Durchbruch gelangt. Was im

19. Jahrhundert ein Bäumchen und höchstens auf die Ufer des Salzsees oder gewisse „Häuser der Barmherzigkeit“ beschränkt war, ist zum mächtigen Baume emporgeschossen.“

Als ich der Inhaberin des Institutes meinen Irrthum erklärte, schlug sie ein helles Gelächter auf. „Sie sind nicht mit dem Zeitgeiste fortgeschritten,“ sprach sie. „So wissen Sie denn, mein Guter, daß man seit geraumer Zeit zu der Einsicht gekommen ist, den früheren Ehezwang, der noch in einigen unkultivirten Winkeln der Erde dahinvegetiren soll, als alten Topf abzuschaffen, und an seinerstatt Probeehen einzuführen. Der Freier wendet sich an ein Kontor, wie das meiste. Man kommt, sieht und siegt, d. h. heirathet nach Wahl auf Probe. Gefällt man sich noch nach zwei Stunden, so schließt man ein Bündniß auf längere Zeit, auf 24 Stunden, eine Woche, ja sogar auf Monate. Ich kenne hier Einen, der bereits den dritten Monat an seine 95. Frau verheirathet ist.“ — „Aber die lieben Kindlein,“ sprach ich erstaunt, „wer sorgt denn für die?“ — „Die fallen dem Staate zur Last, und werden auf dessen Unkosten in eigenen Kinderhäusern erzogen, deren z. B. unsere gute Stadt allein einige fünfzig besitzt.“ „O jerum“ rief ich höchlich verwundert, „o quae mutatio rerum!“ — „Einer unserer großen Staats-socialisten“ fuhr sie fort, „hat vor Kurzem den Vorschlag gemacht, die zweischläfrigen Ehebetten abzuschaffen und Ehevereine zu 4, 6 und mehreren Personen einzuführen. Man hat Experimente dieser Art gemacht, welche als Normalehen gelten sollen und die Resultate ergaben, daß die aus solchen Vereinen hervorgegangenen Kinder weit mehr Genie und Fähigkeiten verrathen, als die aus einer Ehe à deux; was übrigens nichts Neues sei, vielmehr schon in Shakespeare's „Lear“ bewiesen und gepriesen wird.“ Da ich einmal unter den Wölfen war, so blieb mir nichts übrig, als mitzubeulen. Ich entschloß mich also zu einer landesüblichen Probeehe mit einer hübschen Blondine, und ich kann versichern, daß ich es nie bereut habe. Ich war der glücklichste Probegatte, den je die Sonne beschienen, und muß meiner jungen Frau das Zeugniß geben, daß sie während unserer zweistündigen Ehe kein einziges Mal die Treue gegen mich verletzt hat, was mir eine sehr günstige Meinung von dem moralischen Zustande des zweiten Jahrtausends beibrachte.

Ich schied von ihr mit einem zärtlichen Kusse, und wir gelobten einander die unverbrüchlichste Treue bis zum Souper. — Als ich von hier über den Markt ging, sah ich viele Leute in ein Haus hineinströmen, welches ich an seinen Umrissen, den zahllosen Ausgängen und Treppen sc. schon von weitem sogleich für ein Schauspielhaus erkannte. — Ich trat näher, um den Ankündigungs-Zettel zu lesen.

Es wurde ein neues Familientrauerspiel in fünf Akten gegeben, betitelt: „Das Spuckhaus von Gyp s“, mit eingelegten Chören von betrunkenen Hausknechten, geschändeten Jungfrauen, wahnsinnigen Gespenstern unter Zetergeschrei, Schwindsucht-Bacillen-Hohngelächter, Morphinum-Sprizen-Gezisch, Brand, Ehebruch, Schutt und Verzweiflung.

Da mir Ibsen's unvergleichliche „Gespenster“ noch im frischen Andenken waren, so erwartete ich wegen der Aehnlichkeit des Titels etwas Großes, konnte dem Drange des Herzens nicht widerstehen, opferte meine letzten paar Groschen für

den theatralischen Genuß, den ich mir versprach, und trat ein, — hatte aber leider Ursache, es zu bereuen.

Das Stück behandelte sociale Mißstände des 19. Jahrhunderts, ist aber in Idee und Ausführung als verfehlt zu bezeichnen, daher ich mir wohl eine nähere Inhaltsangabe ersparen kann. Nur über das „Vorspiel“ einige wenige Worte. Als Prolog tritt ein splinternackter Junge, der schwarze Augengläser trug und dessen Teint einen merkwürdigen Stich ins Grüne zeigte, auf. Er führte die dramatische Kunst in Gestalt einer mit delirium tremens behafteten „Ahnfrau“, der man ein modernes Mäntelchen umgehängt hatte, am Arme und verkündete mit kreischender Stimme, daß er heute der verrotteten Gesellschaft ein Spiegelbild produciren wolle, das sie sich nicht hinter den Spiegel stecken werde. An ihn schlossen sich, als Gefolge, andere allegorische Gestalten an: die Kellame, in Gestalt eines Janus, der ein Vorder- und ein Hintergesicht hatte und mit beiden zugleich in eine Trompete stieß, hinter ihr der Vertreter einer „neuen freien Volksbühne“ als Lazarethgehilfe mit dem rothen Kreuz costumirt, weiter eine Schaar jugendlicher Genien, die man ihrer großmächtigen Fäuste wegen für Vertreter der ehrenwerthen Theater-Claque und -Lique halten konnte, die dramatische Gerechtigkeit in Gestalt eines rheumatischen Waisenknaben, der in ein Temesvarer Glücksrad greift u. dgl.

Ueber Plan und Handlung des Dramas läßt sich, wie bemerkt, nicht viel Lobpreisendes sagen. Es ist eine von den „jämmerlichen Familiengeschichten, die, wie Börne sagt, wie Wanzen sich in alle Ritzen der Bühnenbretter eingenistet haben, gar nicht zu vertreiben sind und uns zur Verzweiflung bringen.“ Die Bühne ist halb in ein Spital, halb in ein Zuchthaus verwandelt, und die Mehrzahl der auftretenden Personen trägt den Keim des Todes, nicht blos des dramatischen, sondern auch des physiologischen, in sich. Das Schicksal, in Gestalt des schwindstüchtigen Blutes der Voreltern, läßt den Enkel die Schulden dieser bezahlen und durchläuft und versauert dessen Adern, bis sie durchgefressen und verblutet sind. Aber man kann hier ohne schadenfrohen Kitzel nicht daran denken, daß, wenn zufälliger Weise einige Jahre früher ein Dr. Koch oder Pasteur aufgestanden wären und den leidenden Helden geheilt hätten, dem Schicksal und dem Herrn Verfasser ein rechter Poffen gespielt, und jenes um seine Beute, dieser um sein Trauerspiel geprellt worden wäre.

Beim Hinausgehen aus dem Theater bemerkte ich, daß mit demselben außer einer Restauration auch ein „Informations- und Verkehrs-institut“ von der oben beschriebenen Art, im Volksmund „Salon Braunschweiger“ genannt, verbunden war, in welches sich viele Zuschauer hineinbegaben, um die guten moralischen Lehren, die ihnen drin gepredigt worden, hier sogleich ins Praktische umzusetzen.

Diese Beobachtung brachte mir eine hohe Meinung von der Vortrefflichkeit der sittlichen Kultur des zweiten Jahrtausends bei. Auf diese Art war die Bühne nach Schillers Ideal (was sie im 19. Jahrhundert noch nicht ganz war), zu einer „moralischen Besserungsanstalt“ geworden, indem sie die modernen „Ehen“ beförderte und viele tausend verstockte Hagestolze kurirte. — Ja, ich kann als Augenzeuge versichern, daß

an jenem Abend in dem angrenzenden „Salon“ mindestens 150 neue „Ehen“ geschlossen wurden.

„In einem Zeitalter“ sagte ich auf dem Heimwege zu einem würdig aussehenden Manne, neben dem ich im Theater gefessen und der sich mir angeschlossen, „wo die Musentempel zu moralischen Anstalten geworden sind, muß auch die Weisheit einen hohen Stand der Blüthe erreicht haben.“ — „Die Weisheit“ erwiderte mein Begleiter, „zumal die politische und kritische, ist jetzt wohlfeil, wie Brombeeren, und es wird bald kein bedeutenderes Dorf geben, das nicht seinen Solon oder Artischokeles aufzuweisen hätte. — Wenn es Ihnen gefällig ist, will ich Sie morgen Früh in die hiesige Universität führen und Ihnen den Genuß einiger Vorlesungen unserer berühmtesten Hochschulzierden verschaffen.“ Ich nahm die Einladung natürlich mit Vergnügen an. Am anderen Morgen fand ich mich zur verabredeten Stunde vor dem prächtigen Universitätsgebäude ein, wo mich mein freundlicher Cicerone, der als Professor der höheren Graphologie und Traumdeuterei selber dem Lehrkörper der Universität angehörte und jetzt wie zu Hause that, bereits erwartete; wir erstiegen die Treppe und traten nach Durchschreitung eines langen Korridors in einen Saal, der die Ueberschrift „Medicinischer Hörsaal Ia“ trug, ein. Hier saßen, vis-à-vis dem Katheder, ungefähr 300 andächtige, zum Theil schon stark „bemooste“ Zuhörer in den Bänken und lauschten mit tiefsinnigen Mienen dem Vortrag ihres Lehrers, eines berühmten Professors der Physiologie und Anatomie, der sich über die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete seines Faches verbreitete. Unterstützt von zahlreichen packenden Demonstrationen und Experimenten bewies er unumstößlich, daß es eine menschliche Seele nicht gebe, und daß die sogenannten geistigen und sensuellen Funktionen, als deren Organ früher das Gehirn galt, ihren Sitz im anus, zu deutsch: After haben, weil jede Störung in den Verrichtungen desselben zugleich eine Störung der Geistesfähigkeit bedinge, vide z. B. unsere hypochondrischen Staatsämorrhoidarier. „Von der Disposition des Afters und angrenzender Organe,“ so schloß er seine interessante Vorlesung, „hängt es ab, ob Das, was von ihm ausgeht und aufsteigt, eine Bismarck'sche (diplomatische) Note, ein Moltke'scher Schlachtplan, ein R. Wagner'sches Bühnenfestspiel, ein Zola'scher Roman, — oder — etwas anderes werde.“ — Ich hatte von der Medicin genug und begab mich über den Hof hinüber zur philosophisch-historischen Abtheilung der Universität. Gleich im ersten Saale, in den mich mein Begleiter einführte, wurde ein mich lebhaft interessirendes Thema abgehandelt. Hier las nämlich ein Professor der allgemeinen und Kulturgeschichte über die tschechisch-nationale Erfindung der Kolatschen und deren Einfluß auf die Kultur des Mittelalters.

Wir betraten einen anderen Hörsaal.

(Fortsetzung folgt.)



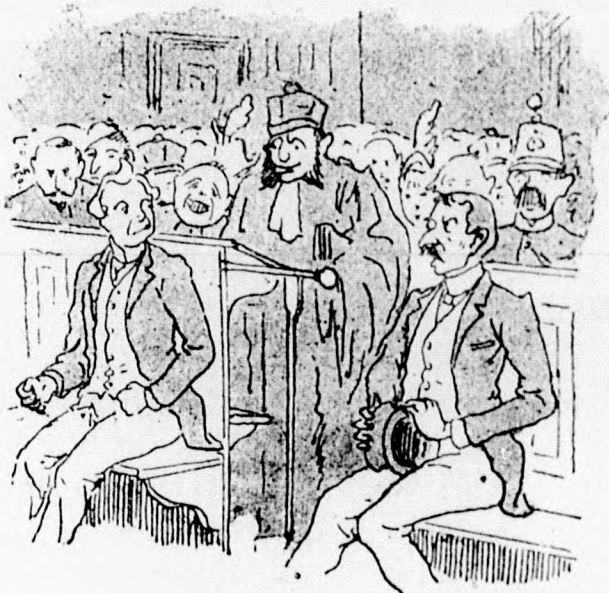
Frühlingslied eines Redakteurs.

(Frei nach Heine.)

Leise zieht durch mein Gemüth
Fürchterliches Ahnen,
Nun ein neuer Frühling blüht,
Könnt's die „Dichter“ mahnen!

Klinget Verse — mein Gebet —
Klingt hinaus in's Weite,
Wenn ihr einen „Dichter“ seht,
Sagt, ich wäre pleite.

Asra.



Gerichtshalle.

Drei Väter.

Wenn man die beiden Herren sieht, die wohl gekleidet, frisiert und pommadisiert, vor dem Gerichtsschranken einander gegenüber sitzen und sich gegenseitig wüthende Blicke zuschleudern, würde man kaum ahnen, daß man zwei alte, vertraute Freunde vor sich habe, mit welchen verglichen Orestes und Pylades die reinen Todfeinde waren.

Früher waren Kaspar Robiquet und Anatol Roubignon lange Zeit unzertrennlich; mit Ausnahme von zwei, drei Stunden täglich, die sie ihren persönlichen Angelegenheiten widmeten, konnte man Kaspar immer nur in Gesellschaft Anatols sehen; traf man irgendwo Robiquet, so war Roubignon sicherlich nicht weit.

Die vertraute Freundschaft von ehemals hat heute bitterem Hasse Platz gemacht. Wie war es gekommen, daß schimmerndes Gold sich in schnödes Blei umwandelte? Mein Gott! die ewige Geschichte. „Zwei Hähne lebten in Frieden, bis eine Henne kam.“ In unserer Geschichte aber gibt es nicht bloß eine Henne, sondern auch ein Hühnchen. (Wir könnten hinzufügen: und zwei Puter.)

Doch wir wollen der Gerichtsverhandlung folgen; diese wird uns Aufklärung bringen.

Auf die Fragen des Präsidenten gibt der Angeklagte Kaspar Robiquet an, daß er 32 Jahre alt sei; er fügt hinzu, daß er „in Flanell mache“.

Der Präsident. In Ihrem Alter?

Der Angeklagte (stolz). Ja, Herr Präsident! Mit achtzehn Jahren übernahm ich die Leitung des Hauses, als mein Oheim starb.

Präsident. Sie sind angeklagt, den Herrn Anatol Roubignon beleidigt zu haben, zuerst mündlich, indem Sie in den Kaffeehäusern Aeußerungen über ihn thaten, welche geeignet waren, seiner Ehre und seinem Ansehen zu schaden, und hernach mittelst Korrespondenzkarte, indem Sie Behauptungen vorbrachten, welche ihn in den Augen der öffentlichen Meinung im Allgemeinen und in jenen seiner Freunde im Besonderen herabsetzen müssen. Was haben Sie darauf zu antworten?

Angeklagter. Wie ich bereits die Ehre hatte zu sagen, mache ich in Flanell . . .

Präsident. Damit brüsten Sie sich noch? Weiter!

Angeklagter. Dank dieser Beschäftigung fand ich vor etwa anderthalb Jahren in seinem Neste, Alte Taubenstraße 68 bis, ein junges Täubchen, das ich für einen Engel an Reinheit hielt . . .

Präsident. Ja, zu Beginn ist es immer so!

Angeklagter. Sie machte Verse . . .

Präsident. Eine Dichterin also?

Angeklagter. Ja, sie arbeitet für die Zuckerbäcker. Sie arbeitete übrigens auch in Offiziers-Unterhosen . . . Nun denn, Herr Präsident, da man jung ist und nicht von Holz . . . Kurz und gut: Isabella nahm meine Liebeswerbung huldvoll auf; sie gab die Offiziers-Unterhosen auf, sagte mir aber sogleich, daß ich nur dreimal wöchentlich zu ihr kommen dürfe: am Montag, Mittwoch und Freitag. Am Dienstag, Donnerstag und Samstag empfangen sie den Besuch eines alten Freundes ihrer Familie, eines langen, kahlen, dünnen Greises mit grauem Backenbarte, den sie mir eines Abends auf der Straße zeigte. Sie empfahl mir, von unseren zarten Beziehungen keinem Menschen ein Wort zu sagen, am allerwenigsten meinem Freunde Roubignon, den ich bei ihr einführen wollte.

Präsident. Und was machte dieses Fräulein am Sonntag?

Angeklagter. Da ging sie zu ihrer Tante nach Palaiseau.

Präsident. Die Tante wird schier einen Schnurbart haben.

Angeklagter. Da ich volles Vertrauen zu Isabella hatte, befolgte ich ihre Weisungen genau und kam nur an den Tagen, welche sie mir gewidmet hatte. Dreimal in der Woche, das ist doch genügend . . .

Präsident. Das will ich glauben!

Angeklagter. Nach achtzehn Monaten ungetrübten Glückes kündigte mir Isabella eines Morgens an, daß der Himmel unsern dreimal wöchentlichen Herzensbund gesegnet habe. „Sei unbesorgt, erwiderte ich ihr; ich werde das Kind anerkennen und später werde ich auch Deine Lage regeln.“ Doch diese meine Eröffnungen schienen ihr zu mißfallen.

Präsident. Wirklich?

Angeklagter. Ja, Herr Präsident. Es ist, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe. Sie erwiderte mir: „Begnüge Dich, auf Dein Werk stolz zu sein und bewahre das Geheimniß. Ich habe keinen Ehrgeiz.“ Ich war ihr dankbar für Dasjenige, was ich für eine Schonung meiner gesellschaftlichen Stellung hielt. Ich sicherte unverzüglich die Zukunft der Mutter und des Kindes, war aber entschlossen, nur nach meinem eigenen Kopfe zu handeln. Nachmittags eilte ich mit zwei Zeugen auf das Bürgermeister-Amt. Doch, was mußte ich erleben? Hier traf ich Roubignon, den erbärmlichen Roubignon, der von zwei Nachbarn begleitet, freudestrahlend das Standesamt betrat. „Umarme mich, Kaspar, sagte er, denn ich bin Vater!“ — „Du bist Vater? erwiderte ich; wie gut sich das trifft! Ich bin es auch.“ — „Vater seit heute Morgens.“ — „Ich ebenfalls.“

Wir drückten uns liebevoll die Hände.

„Denke Dir, fügte Roubignon hinzu, daß die Kleine mich hindern wollte, den Balg anzuerkennen.“ — „Das ist sonderbar! entgegnete ich; auch mein Schätzchen wollte Dies nicht zugeben.“

So plauderten wir und so erfuhr ich, daß Roubignon, dieser erbärmliche Roubignon, der seit 25 Jahren mein Freund ist, auf das Bürgermeister-Amt gekommen war, um mein eigenes Kind anzuerkennen! Das Fleisch von meinem Fleische! das Blut von meinem Blute! — „Mein Herr! rief ich ihm zu, Sie sind ein Plagiator, der seinen Namen auf die Werke Anderer setzt! Ein solcher Spaß übersteigt alle Grenzen! Sie sollen erfahren, wer ich bin!“

Dann gingen wir Beide fort. Eine Stunde später kam ich wieder; aber es war zu spät: das Kind war anerkannt!

Der Präsident. Von Roubignon?

Der Angeklagte. Nein, von einem Handschuhschneider.

Der Präsident. Was thaten Sie dann?

Der Angeklagte. Dann? . . . Ich schickte dem Roubignon meine Zeugen und es wurde ein Zweikampf vereinbart, auf Pistolen, fünfundsiebzig Schritte Distanz. Allein, die beiderseitigen Zeugen konnten sich nicht verständigen, es gab fortwährend Mißverständnisse. Am ersten Tage ging ich mit meinen Freunden nach dem Boulogner Gehölz, während Roubignon, der erbärmliche Roubignon, sich mit seinen Sekundanten nach dem Walde von Vincennes verfügte. Am folgenden Tage war es umgekehrt.

Der Präsident. So daß der Zweikampf nicht stattfand.

Der Angeklagte. Mein Gott! ich bin kein Raufbold von Profession; ich mache in Flanell.

Der Präsident. Und dann haben Sie, um sich zu rächen, die ehrenrührigen Worte über Herrn Roubignon geäußert und ihm die beleidigende Postkarte geschrieben?

Der Angeklagte. Ja, Herr Präsident; ich war ein wenig boshaft. Aber ich konnte mir doch nicht mein Kind stehlen lassen, ohne mich zu wehren. Die Stimme des Blutes sprach laut in mir; sie schrie nach Rache!

Der Präsident. Wir wollen jetzt den Kläger hören. Roubignon, treten Sie näher!

Anatole Roubignon ist ebenfalls 32 Jahre alt. Er pflanzt sich fest vor den Gerichtshof hin und wendet sich ungefragt an den Präsidenten:

— Herr Präsident! Sehe ich aus, wie ein Hämorrhoidarius?

Der Präsident. Nein, gewiß nicht! Das ist übrigens ein Uebel, welches . . .

Der Kläger. Und doch hat dieser Herr (auf den Angeklagten zeigend) es gesagt, und nicht bloß gesagt, sondern auch geschrieben. (Er schwingt eine Postkarte.) Er hat hinzugefügt, ich trüge eine Bruchbinde! . . . Da steht es schwarz auf Weiß! . . .

Der Angeklagte. Ich habe es gesagt und habe es geschrieben. Ich verlange, daß dieser Herr durch den Gerichtsarzt untersucht werde; man wird dann sehen, ob meine Behauptungen unbegründet sind.

Der Kläger. Sie sagen Das, weil in Ehrenbeleidigungs-Sachen der Wahrheits-Beweis nicht zulässig ist . . .

Der Angeklagte. Es wäre denn, daß Sie es mir gestatten?

Der Kläger. Ihnen gestatten? Lieber würde ich meinem Hunde Medor gestatten, Tricot-Gilets zu tragen.

Der Präsident. Angeklagter, schweigen Sie! Und Sie, Kläger, bringen Ihre Klage vor!

Der Kläger. Ich kenne Kaspar Robiquet seit 25 Jahren. Wir waren Schulkameraden, haben zusammen die erste Kommunion genommen, haben fast immer beisammen gewohnt, beisammen gegessen, obgleich wir nicht dasselbe Geschäft haben . . .

Der Präsident. Sie machen nicht in Flanell?

Der Kläger. Nein, ich mache in Holz.

Der Präsident. Das ist sauberer und poetischer.

Der Kläger. Sicherlich; aber man bekommt Hitzblattern davon. (Heiterkeit im Auditorium.) Wir hatten uns keinen Tag verlassen, ich und dieser Himmel Robiquet, als ich vor etwa 18 Monaten die Bekanntschaft eines Mädchens Namens Isabella machte, welches in der alten Taubenstraße 68 bis wohnhaft ist. Sie arbeitete bei einem Hemden-Erzeuger. (Gelächter.) Ein reizendes und sehr gebildetes Frauenzimmer, das die schönsten Verse macht! Ich gefiel ihr (Robiquet lacht bitter) und dreimal wöchentlich (mit stolzer Miene) war ich glücklich, sehr glücklich, der Glücklichste auf Erden!

Der Präsident. Am Dienstag, Donnerstag und Samstag?

Der Kläger. So ist es. Die anderen Tage waren einem alten Freunde ihres Vaters gewidmet, welcher über ihre Aufführung zu wachen hatte. Es war ein kleiner, dicker, bartloser Herr, (Allgemeine Heiterkeit im Saale) welchen sie mir eines Abends auf dem Boulevard zeigte.

Der Präsident. Und am Sonntag?

Der Kläger. Am Sonntag besuchte sie einen Onkel in Bésinet, einen Invaliden, der bei dem Brande von Moskau gewesen . . .

Der Präsident. Ich sagte es ja, die Tante trage einen Schnurbart!

Der Kläger. Isabella hatte mich gebeten, keinem Menschen ein Wort von unserem Verhältnisse zu sagen, selbst dem Robiquet nicht, diesem Hallunken. Ich gab ihr mein Ehrenwort; ich habe es gehalten. Eines schönen Morgens war ich Vater . . .

Der Angeklagte (unterbrechend). Er war Vater! Das ist zum Todtlachen! . . . Moubignon war Vater! . . .

Der Präsident. Angeklagter, Sie haben zu schweigen! Kläger, fahren Sie fort!

Der Kläger. Isabella rieth mir, die Sache nicht an die große Glocke zu hängen. Sie bemerkte mir, es sei unnöthig, daß ich das Kind sogleich anerkenne; die Sache habe Zeit. Da ich aber etwas für das Kind thun wollte, gestatte sie mir, ihr 2—3000 Francs Rente zu sichern, damit sie Kinderzeug und Saugflaschen für Deodat kaufen könne.

Der Präsident. Wer ist Deodat?

Der Kläger. Nun, der Neugeborene. Diesen Namen wollte ich ihm geben.

Der Angeklagte. Der Glende! Meinen Sohn will er Deodat nennen!

Der Kläger. Ich schenkte der jungen Mutter ein Haus, welches für 2500 Franken vermietet ist.

Der Angeklagte. Schmutzian! Ich hatte sechszigtausend Franken baar gegeben und Niemandem ein Wort davon gesagt!

Der Kläger. Ich ging dann auf das Bürgermeisteramt, um meinen Sprößling anzuerkennen. Dort hatte ich eine ärgerliche Scene mit diesem Bengel Robiquet. Ich verschob diese Formalität auf später und als ich wiederkam, war die Sache fertig. Das Kind war eingeschrieben unter dem Namen Kaspar Anatol, Sohn des Alphons Poisson, Handschuhschneider. Dann kam das famose Duell, das mir 150 Franken an Auslagen für Miethwagen und Frühmahlzeiten kostete. Und um das Unglück vollzuhaben, mußte ich, nachdem ich meines Sohnes beraubt worden, noch erleben, von einem Herrn beschimpft zu werden, der mir alle Arten von Krankheiten andichtet . . . Er behauptete sogar, ich sei unvermögend! . . . Der Gerichtshof sehe sich einmal Deodat an, oder Kaspar Anatol, wie er laut dem Zivilstands-Register heißt. Uebrigens habe ich Isabella als Zeugin vorladen lassen; sie wird die Wahrheit sagen. Sie lügt nie.

Der Präsident. Diese Person konnte zur Gerichtsverhandlung nicht erscheinen; sie sendet ein ärztliches Zeugniß . . .

Der Kläger. Sie sehen wohl . . .

Der Präsident. . . . welches bestätigt, daß sie unpflichtig sei. Gleichzeitig sendet sie mir einen Brief in Versen. (Der Präsident liest.)

Herr Präsident! Mir hat der Storch
Nächst ein Geschenk ins Haus gebracht.
Ich war verwundert dorch und dorch,
Wer hätte so was auch gedacht!

Mein Herz gehört zwei Freunden an,
Sie heißen Kaspar, Anatol;
Drei Tage widm' ich jedem Mann,
Die Woche, auch drei Nächte wohl.

Wen darf der Kleine Vater nennen?
— Ein Zweifel grausam mich beschleicht —
Wer darf als Autor sich bekennen,
Wer hat das große Ziel erreicht?

Nachdem ich lange mich befragt:
Wen geb' zum Vater ich dem Kinde?
Gewissens-Stimme mahnend sagt:
Laß geh'n! es ist 'ne Sonntags-Sünde!

Der Kläger und der Angeklagte erheben sich entrüstet von ihren Sigen und wollen nichts mehr hören. In gleichzeitiger Regung fallen sie einander in die Arme.

Der Präsident. Die Angelegenheit ist gütlich beigelegt. Gehen wir weiter!

Die beiden Väter des Sohnes eines Dritten verlassen ausgeöhnt den Verhandlungssaal.

Kleine Bosheiten.

Von Titanello.

Der Esel trägt sein Kreuz auf dem Rücken, mancher Mann auf den Händen.

*

Das Weib ist ein Buch mit sieben Siegeln. Aber weiß der Himmel, wo ihr dieselben angelegt sind! Vor Mund und Ohren sicherlich nicht.

*

Auch die Ehe ist ein Buch. Die Gatten sind die Deckel, der Priester ist der Buchbinder, und der Inhalt hat nur zwei Seiten, eine gute und eine schlechte. Vorgeredet wird viel dabei, und auch an Nachreden fehlt es nicht.

*

Viele Frauen weinen vor der Hochzeit, die meisten Männer haben nachher Grund dazu.

*

Wer an Liebe krankt, wird am besten geheilt, wenn man ihn nicht gerade auf seine eigenen Beine bringt.

*

Die Wittwenschaft ist ein Interregnum; in dieser Zeit blüht die Vielherrschaft.

*

Weshalb mußte Theseus den Minotaurus tödten? Weil die Athener nicht genug Jungfrauen für den Tribut aufreiben konnten.

*

Das Auge ist ein Spiegel der Seele, das Frauenauge ein Verirrspiegel.

Gribiche.

Von Théodore de Banville.*)

I.

Im Winter des Jahres 1889 war ein Virginier, der etwa 30 Jahre zählte und sich schon in allen Metiers versucht hatte, nach Frankreich gekommen, um hier die Erbschaft eines alten Oheims anzutreten. Was John Zodik — so hieß der Mann — in Paris am besten gefiel, das war das kleine Marionetten-Theater in der Gallerie Vivienne, wo er den

*) Diese geistvolle Persiflage, in welcher die Allgewalt, die nimmer zu befriedigende und unberechenbare Launenhaftigkeit des Weibes so packend dargestellt sind, war das letzte Werk des nunmehr heimgegangenen Meisters, dessen feinem und vornehmen Geiste unsere Leser so viele genussreiche Stunden zu danken hatten und dem sicherlich alle Schätzer des wahren französischen Esprit ein freundliches Angebenken bewahren werden.

D. Red.

„Sturm“ von Shakespeare, die „Vögel“ von Aristophanes und ein modernes Meisterwerk, den „Tobias“ von Maurice Boucher darstellen sah. John Zodik verwandte sein Kapital dazu, ein ähnliches kleines Theater erbauen zu lassen. Unterstützt von den Rathschlägen eines Maltesers, eines ehemaligen Matrosen Namens Torribio, der sich auf allen Meeren herumgetrieben und durch eine Reihe von Piraten-Stückchen ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, ließ John Zodik durch die geschicktesten Arbeiter, die er nur aufreiben konnte, die Dekorations-Stücke seines Theaters malen und seine Marionetten schnitzen, bemalen und kleiden.

In diesem seinem Theater führte er ohne Auswahl alle Stücke auf, die ihm in die Hände fielen, angefangen vom „König von Tyrus“ des Perikles und dem „gefesselten Prometheus“ bis zum „Deputirten Bombignac“ und den „lästigen Weibern“. Einige Freunde des Hauses übernahmen die Sorge, die Figuren in Bewegung zu setzen, deklamirten und sangen anstatt derselben und begleiteten ihre Geberden mit einer Scenen-Musik, die auf einem Piano ausgeführt wurde. John Zodik hatte keine Frauen aufzutreiben vermocht, welche anstatt seiner weiblichen Figuren gesprochen hätten; aber es fanden sich einige junge Leute, die sich dieser Aufgabe gar nicht übel entledigten.

Sämmtliche Mitarbeiter des Direktors dieses Puppen-Theaters waren zugleich dessen Saufkumpane. Nach beendigter Arbeit wurden sie auch dem Vergnügen zugezogen. Nach der Vorstellung begab man sich in die Taverne des Thomas Hodges, welche dem Theater gegenüber lag, und hier zahlte der Patron Bier, Aepfelwein, Schnaps, so viel man wollte. Sie sangen wie Schwerhörige, tranken wie Badeschwämme und rauchten wie Fabriksschote, bis sie zu Tode besoffen, Einer nach dem Andern, zu Boden fielen, noch im Rausche die Flaschen und Gläser unklammernd.

Doch wenn schon alle Becher am Boden lagen, gab es noch Zwei, die sich aufrecht hielten und fortfuhren zu trinken. Diese waren John Zodik und sein Kamerad Torribio. Sie leerten alle Fässer und übertrafen an Leistungsfähigkeit die ganze Kumpanei. Sobald sie aber berauscht waren, brach ein Streit — immer derselbe — zwischen ihnen los oder setzte sich vielmehr fort. Torribio, der reicher war als Zodik, wollte diesem sein Theater abkaufen, Zodik aber wollte es nicht hergeben. Daraus ergab sich eine endlose Kette von Schreien, Drohungen, Bitten, Gründen, die umso heftiger waren, als die Liebe mit hinein spielte. In der That waren die beiden Freunde leidenschaftlich verliebt — in eine und dieselbe Puppe.

II.

Es war eine seltsame Marionette, diese Gribiche! Zodik's Gefärthen, unermülich in ihrem Eifer und während der Vorstellungen streng nüchtern, gaben sich alle Mühe, damit die einzelnen Schauspieler in Worten und Bewegungen ihre Rolle sehr gut darstellen. Aber bei Gribiche schien die Sache von selbst zu gehen; wer immer der Gefärthe war, der ihre Rolle übernahm: sie spielte stets mit erstaunlicher Vollkommenheit. Mit buntem Flitter, Rauschgold und falschen Steinen überreich gepuzt, schwächling, flink, mit verschmigten blauen Augen, schien sie einen Charakter zu besitzen und besaß auch wirklich

einen. Sie war himmlisch und ausgelassen zugleich, verliebt und träumerisch wie der Busch, in welchem die Nachtigall schlägt; ein anderes Mal wieder fragte sie sich schamlos mit einem Fuß die Nasenspitze oder schlug die Röcke empor, wie eine Dirne in der Gasse.

Wem verdankte sie diese Summe verschiedener Gestalten und Eigenschaften? Dem Bildhauer, der sie mit einem Messer geschnitzte; dem Schlosser, der ihre Glieder zusammengesügte; dem Maler, der ihr seine Farben geliehen; dem Ferrückenmacher, der ihr ein Haupthaar von noch nicht dagewesener Farbe gemacht hatte? Wie dem auch sei: sie war angebetet von dem Publikum, welches sie oft inmitten ihrer tragischsten Rollen unterbrach und von ihr stürmisch den Vortrag eines Gassenhauers: „Die sieben Liebhaber Ketty's“ forderte.

Zodick und Torribio aber fuhren fort zu trinken und zu streiten.

— Ich biete Dir hunderttausend Dollars für Dein Theater sammt Gribiche! sagte Torribio.

— Mein lieber Alter! nicht ein Härchen von Gribiche sollst Du haben, noch einen abgelegten Handschuh, noch einen durchlöchernten Strumpf von ihr.

— Aber man müßte doch wenigstens wissen, ob sie bei Dir lieber ist, als bei mir? rief Torribio.

— Gut, wir wollen sie fragen, entgegnete Zodick.

Und in diesem Augenblicke sahen die beiden Säufer — ohne das geringste Erstaunen — in ihrem göttlichen Rausche Gribiche aufstauen, die tolle, lachende, lustige, schnippische Gribiche, auf dem kleinen Thronessell sitzend, der ihr in der Rolle der Lady Macbeth als Sitz zu dienen pflegte.

III.

— Du liebst sie also sehr, diese himmlische Meze? rief Torribio aus.

— Ach! rief Zodick liebestoll, — warum kann ich ihr nicht ein Stück meiner Seele geben!

— Das geht ohne jegliche Schwierigkeit, sagte näher tretend ein bildhübscher junger Mann, der sich als Doktor Kelso vorstellte. Nach den neuesten Errungenschaften der modernen Wissenschaft hat die Psychoplastie für uns keine Geheimnisse mehr und wir wenden sie spielend an. Meine Kollegen, die Doktoren James Fowler und Timothy Pennington sind eben zur Hand und wir werden die Sache sogleich in Angriff nehmen, denn es handelt sich um eine Kleinigkeit.

Die Trinkstube der Taverne wurde rasch für die Operation hergerichtet, zwei Betten wurden neben einander aufgeschlagen, der Direktor Zodick und die Marionette Gribiche wurden ihrer Kleider entledigt und neben einander auf die Betten gelegt. Auf einem Tische nebenan lagen die chirurgischen Instrumente und das Verbandzeug ausgebreitet; mehrere Studenten der Medizin waren da, um die Doktoren bei ihrer Operation zu unterstützen. Der Doktor Kelso hatte in der That alle nothwendigen Vorsichts-Maßnahmen getroffen und war ganz ruhig über die etwaigen Folgen der Operation. Sobald man genau weiß, in welchem Theile des menschlichen Körpers die Seele ihren Sitz hat, aus welcher Substanz sie zusammengesetzt ist und man sie mit Hilfe des Psychometers

bis auf den vierten Theil eines Millimeters messen kann, ist es ganz leicht, eine Seele auszuheben und zu reinigen wie einen Magen, und es macht keine Schwierigkeiten, einem Patienten ein Stückchen von einer fremden Seele einzusetzen, gleichwie man ihm mit Hilfe des Fleisches, das einem Arm oder einem Schenkel entnommen wird, eine neue Nase machen kann.

Und so ging denn Alles vortrefflich von Statten. Zodick hatte etwas weniger Seele denn früher, was kaum zu bemerken war; die Marionette Gribiche aber, bis zu einem gewissen Grade beseelt, besaß von nun ab eine persönliche und sehr verführerische Stimme, dank einer Edison'schen Vorrichtung aus Metallplättchen und elektrischen Drähten, die heute schon so sehr bekannt ist, daß wir uns jede Schilderung ersparen können. Zodick's Theater ging besser als je und der Patron wandte seine liebevollste Fürsorge seiner Primadonna zu, die sich zum Dank dafür ewig launisch und unzufrieden zeigte. Vergebens bekleidete Zodick sie mit den kostbarsten Stoffen und bedeckte er sie mit gleißendem Edelgestein; Dies rührte sie nicht und der Umgang mit ihr ward immer schwieriger. Es gab nur ein Mittel, sie gefügiger zu machen. Wenn sie ihren Herrn ordentlich gequält hatte, näherte sie sich ihm mit einschmeichelnder Miene, lachte ihn mit ihren schelmischen Augen an und sagte mit ihrer lieblichen, elektrischen Stimme: „Gib mir doch noch ein wenig von Deiner Seele!“

Anfänglich weigerte sich Zodick schon aus Prinzip; weil er aber fürchtete, daß das berückende Lächeln von den Lippen der Vielgeliebten verschwinden könnte, gab er bald seine Zustimmung. Der Doktor Kelso wurde gerufen und bewerkstelligte mit großer Raschheit und Geschicklichkeit eine neuerliche Seelenverschiebung. Der arme Direktor wurde blöde, er stieß unzusammenhängende Laute aus und verwandelte sich schnell in Holz. Endlich, eines Tages, sagte Gribiche, einschmeichelnder denn je, mit einem Blicke, der wilde Tiger gezähmt haben würde:

— Gib mir doch auch noch den kleinen Rest Deiner Seele!

— Ei, was soll denn mir bleiben? rief Zodick.

— Ach, flüsterte die schlanke Gribiche, laß die Dummheiten! Was ist's denn um Deine Seele? Was kannst Du mit diesem Restchen anfangen, das kaum größer ist, als das Stück Pergament, mit welchem ein Räßchen Konfitüren bedeckt wird? Mich wird dieser Rest vervollkommen, für Dich ist's ein werthloser Fetzen. Du wirst dann ganz von Holz sein; aber warum solltest Du nicht von Holz sein? Du wirst dann eine Puppe sein, aber war ich es nicht auch? Und doch hast Du mich geliebt! Sei vernünftig und ärgere mich nicht durch Deinen Widerspruch.

Der Kampf war ungleich. Des letzten Restes entledigt, der ihn noch mit dem Menschengeschlechte verband, sank Zodick schwer wie ein Klotz zu Boden.

— Gibson, sagte Gribiche zu dem Zimmermeister des Theaters, da liegt eine Marionette in sehr schlechtem Zustande. Ihr könntet damit einige unserer ältesten Schauspieler ausbessern.

— Das? erwiderte Gibson, indem er Dasjenige in die Hand nahm, was einst Zodick gewesen. Das ist altes Holz, mit Schnaps getränkt. Dieser Kopf ist nicht einmal als Kugel beim Kegelspiel mehr zu gebrauchen.

Und er warf die Puppe roh in eine Kiste, daß der Kopf laut aufschlug.

Dieses Geräusch des aufschlagenden Kopfes erweckte den wahren Zodiak. Zu gleicher Zeit erwachte auch Torribio. Die beiden Freunde sahen mit Verwunderung, daß der Tag angebrochen war. Sie hatten entsetzlich Durst und tranken einen tüchtigen Schluck Wisky.

— Willst Du mir Dein Theater nicht um 100,000 Dollars verkaufen? hub Torribio wieder an.

— Doch, doch! entgegnete Zodiak augenblicklich.

— Sammt Gribiche?

Statt aller Antwort nahm Zodiak seinen Freund am Arme und führte ihn zum Theater. Hier holte er Gribiche aus ihrem Schreine und nachdem er mittelst eines großen Hammers sie in tausend Stückchen zertrümmert hatte, sagte er:

— Ja, sammt Gribiche.

Süßes Mädchen, sträub' Dich nicht.

Süßes Mädchen, sträub' Dich nicht —
Reich' mir Deine Blumenlippen,
Laß mich von den rothen Blüthen
Wonnig süße Küsse nippen!

— Komm' hinaus, die Nacht ist mild
Und der Mond ist kein Verräther —
Auch der liebe Gott im Himmel
Kennt verlebte Hebelthäter.

— Hörst Du, wie der Abendwind
Mit den Rosen sanft will scherzen?
Mädchen, Du bist auch ein Blümlein —
Komm' und ruh' an meinem Herzen!

— Süßes Mädchen, sträub' Dich nicht —
Wenn die Rosen sich verlieben,
Wär' es doch die größte Sünde,
Daß wir Beide einsam blieben!

F. H. Kanowski.

Sehr frech.

Humoreske von G. W.

Isidor Simon, Kauf- und Herrscherr in einer größeren Stadt, hatte noch im Spätsommer seines Lebens sich in Hymens Fesseln schlagen lassen. Seine Auserkorene war eine koschere Maid von schlankem Wuchs mit üppigen Formen. Isidor hatte eine tollverlebte Jugend hinter sich. Er hatte den Becher der Freude und des Genusses bis auf die Reige geleert und die bösen Freunde und Freundinnen behaupteten von ihm, daß er schwach auf der Milz geworden wäre, was Isidor indessen mit aller Entschiedenheit in Abrede stellte. Allgemeine Verwunderung erregte es daher, daß Isidor eine mit solchen Reizen ausgestattete blutjunge Lebensgefährtin sich erwählt hatte. Seine Freunde billigten seine Wahl; sie hatten das lebhafteste Bestreben, die Gefühle der Freundschaft, die sie für Isidor

hegten, auch auf die junge Frau zu übertragen. Aber alle Bemühungen um die Gunst der Letzteren scheiterten. Es hatte den Anschein, als ob bei Isidor trotz seines tollen Lebenswandels der Born der Liebe noch nicht versiegt sei. Nur einmal — und zwar ganz verstohlen — tauchte das Gerücht auf, daß es faul im Staate Dänemark sei; doch nahm dieses Gerücht keine greifbare Gestalt an. Eines Tages indessen sah man Isidor mit hochgeröthetem Gesichte in großer Aufregung die Schwelle seines Hauses verlassen. Seine Schritte lenkten sich in großer Eile nach dem Amtszimmer seines Rechtsbeistandes. Dort angekommen beehrte er den Herrn Justizrath in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Er wurde vorgelassen und es entwickelte sich nun zwischen den beiden Herren das folgende Gespräch:

„Guten Morgen, Herr Justizrath!“

„Guten Morgen, mein lieber Herr Simon!“

„Herr Justizrath! Ich will mich scheiden lassen!“

„Nun, nun, Herr Simon! Scheinen sehr erregt zu sein. Bitte, setzen Sie sich. Also scheiden? und welche Gründe haben Sie anzuführen?“

„Herr Justizrath! Meine Frau ist frech, und deshalb kann ich mit ihr nicht weiter leben.“

„Aber, lieber Simon, wegen solcher Vappalien kann doch eine Ehescheidung nicht ausgesprochen werden. Hat Ihre Frau nach Ihrer Ansicht sich unschicklich benommen, hat sie sich, um Ihren Ausdruck zu gebrauchen, gegen Sie frech betragen, so werden Sie doch Mannes genug sein, für die Folge sich Respekt zu verschaffen.“

„Gestatten Sie, Herr Justizrath, wenn ich Ihnen erzählen werde, daß und wie meine Frau frech gewesen ist, so werden Sie wohl einsehen, daß ich dadurch einen Grund zur Ehescheidung haben werde.“

„Nun, lieber Simon, erzählen Sie einmal den Sachverhalt.“

„Heute Morgen, kurz nach 9 Uhr, kehre ich von meinem gewohnten Spaziergange heim. Anstatt, wie sonst, direkt in mein im Parterre gelegenes Komptoir zu gehen, begebe ich mich in meine eine Treppe hoch befindliche Privatwohnung. Ich hatte nämlich meiner Frau einen Gruß von einem gemeinsamen Bekannten zu bestellen. Ich klopfte an die Thür des Zimmers meiner Frau und da keine Antwort erfolgt, öffne ich leise die Thür und — was meinen Sie, Herr Justizrath, was sich meinen Blicken darbietet? Ich erblicke meine Frau, wie sie meinem jüngsten Commis Dasjenige gewährt, was nur mir als dem Gatten zukommt. Ich schäme mich darüber sehr und versuche mich eben so leise, wie ich gekommen, zurückzuziehen. „Isidor, sagte ich mir, Du hast nichts gesehen und auch nichts gehört, verzeih Deiner Frau diese schwache Stunde.“ Es war mir schon fast gelungen, meinen Rückzug zu bewirken; noch einen Schritt und ich wäre lautlos wieder verschwunden gewesen. In diesem kritischen Augenblicke erblickt mich meine Frau und ruft:

„Isidor! Isidor! komm her, hier kannst Du was lernen!“

Nun, Herr Justizrath, Das war doch frech genug!“



— Wie? Du läßt ihn überallhin gehen?
 — Ach, ich habe die traurige Gewißheit von seiner
 — Treue!



— Thu' doch nicht so spröde, Adele!
 — Laß' mich nur machen, Mama; es ist eine
 „ehrbare Annäherung“ aus dem „Kleinen Anzeiger“.

Die Liebe.

(Aphorismen.)

Von Moriz Jókai.

Weißt Du, was Liebe ist? Das Bündniß des Tyrannen mit dem Sklaven. „Sei Du der Tyrann und ich will der Sklave sein“, sagt der Mann. Mit diesen Worten wurden aber mehr Frauen getäuscht, als Sandkörner am Meere sind.

Alles was der heilige David in hundertfünfzig Psalmen sang, drückt ein Seufzer der Liebenden aus und sämtliche Liebeserklärungen der Dichter sagen weniger, als ein einziger Blick des Geliebten.

Wer wagt zu behaupten, daß Liebe Sünde, Leiden Tugend sei? Wer hat denn die beiden Engel an der Seite Gottes gesehen, von denen der eine die Namen Derjenigen verzeichnet, welche litten und starben und der andere Diejenigen aufschreibt, welche liebten und den Muth hatten, glücklich zu sein?

Luzifer blieb im Paradiese, Eva irrt aber außerhalb desselben umher.

Die Wonne ruht nicht allein im Beisammensein, sie liegt auch in der Trennung. Ein Kuß von der Ferne gesandt, kann süß sein. Die Eifersucht ist Galle, ein Himmelreich jedoch ist die ruhige Zuversicht, daß es Jemanden gibt, dessen Gedanken uns gehören, dessen Seufzer den unserigen begegnen, der mit

uns denkt, mit uns träumt, dessen Seele uns sucht, wie die unsrige ihn und den unsere Liebe so umgibt, wie die Flüsse Euphrat und Tigris das Paradies, damit nur ein glückliches Menschenpaar darin wohne und kein anderer Sterblicher eindringen könne.

Die Eifersucht ist ein Heilmittel, das löffelweise genommen, den Kranken nur noch leidender macht. Trinkt er aber in einem Zuge die ganze Medizinflasche leer, so kann das Gesehung bringen.

„Löse das Räthsel: Wenn sehr wenig davon vorhanden ist, kannst Du es unter Viele theilen, wenn Du aber sehr viel besitzt, ist es untheilbar.“

Die Frau antwortete: „Es ist die Liebe“.

Wer liebt, ist blind, wer haßt, sieht Gespenster.

Vielleicht verfluchte der Heiland den Kuß, denn fast in jedem Kusse ist die Spur des Judas zu finden.

Das Wort ist Lüge, die Sprache Traum, doch der Kuß lebt. Den Verlobungsring, das Versprechen, den Eid kann man zurücknehmen, den Kuß nimmermehr. Der Kuß ist eine Erfindung der Sphinx und spottet selbst der Mathematik. Hört doch nur: „Man nimmt Eins von Eins — und es macht Zwei.“ Das ist der Kuß.

Weiberlaunen.

Von Armand Silvestre.

I.

„Grausame Herminie!

Ohne daß ich mir gestatten dürfte, Ihnen darob bestimmte Vorwürfe zu machen, da weder die Natur noch das Gesetz mir Rechte auf Sie eingeräumt haben, kann ich doch nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß ich nunmehr seit drei Jahren um Ihre willen leide, drei Jahre, daß Ihre unerbittliche Strenge den unglücklichsten Major der französischen Armee aus mir macht. Es ist nicht meine Art, mich zu rühmen; aber Sie sind die erste Frau, die so geringschätzig über die Ergebenheit eines Mannes hinweggeht, den weder seine persönlichen Vorzüge, noch seine Erziehung für eine solche Mißachtung bestimmt haben. Seitdem ich zu Ihren Füßen schmachte, — ohne Groll sei es gesagt — haben viele andere Frauen mich beachtet und im Geheimen geliebt, ohne von mir auch nur eines Blickes gewürdigt zu werden. Seit sechsunddreißig Monaten bringe ich Ihnen Abend für Abend das Opfer, mit Ihrem Gatten, dem Herrn Justizrath, Piquet zu spielen; ich habe darüber schon einen Wald von weißen Haaren bekommen. Was muß ich thun, um Ihr Herz zu rühren, Grausame? Ich kann es Ihnen nicht länger verheimlichen: endlose Verzweiflung bemächtigte sich meiner. Ich kann diese unleidliche Situation nicht länger ertragen, und kann auch Ihnen nicht entsagen, der ich Alles geopfert habe. Unheilvolle Vorsätze beschäftigen meine Gedanken, Vorsätze, die Sie erbeben machen müssen, wenn Sie dieselben erfahren. Ich weiß nimmer, wohin mein Weg mich führt, aber ich fühle, daß ich am Rande eines Abgrundes wandle. Sie allein können mich retten und Das wäre nur gerecht, da Sie die einzige Ursache meines ganzen Jammers sind. Ich bitte Sie, mir ein letztes Stelldichein zu bewilligen, bei welchem ich Ihnen meine Seele offenbaren will mit dem ganzen Schrecken ihrer Qualen, und ein letztes Mal Ihr Mitleid erleben will. Ich erwarte Sie heute Abend, nach der höllischen Piquet-Partie, in dem Wäldchen, das an Ihren Park stößt, und wo ich Sie zum ersten Male im Leben getroffen habe. Dies ist ein ganz einsamer Ort, einsam und geheimnißvoll mit seinen tiefen Schatten, seinen großen, stillen Bäumen und dem reißenden Flusse, der hinter dem Walde seine klaren und tiefen Wellen dahinwälzt. Haben Sie jemals in diesen Abgrund geblickt? Es ist schrecklich! ich bekomme den Schwindel, wenn ich da hinabschaue, denn ich kann nicht schwimmen. Brrr! Ein Mensch, der da hineinfällt, ist für immer verloren! . . . Lassen Sie mich nicht lange allein, ich beschwöre Sie! . . . Und nun habe ich Alles gesagt! Ich harre meines Schicksals wie ein Verurtheilter. Was immer Sie beschließen, grausame Herminie, ich bin und bleibe der Ihrige bis zum letzten Athemzuge.

Vasleur de Montutu.“

Als der Major diesen Brief beendet hatte, den er für unwiderstehlich hielt, läutete er seinem Burschen, übergab ihm das Schreiben und versah ihn mit den nöthigen Weisungen, damit die Botschaft an ihre Adresse gelange.

— Gregor, sagte er mit feierlicher Stimme, komme bald zurück, denn ich habe Dir wichtige Aufträge zu geben und bedarf Deiner ganzen Ergebenheit.

Als Gregor fort war, brannte er sich eine Pfeife an und versank in stille Träumerei.

II.

Als Frau Herminie von Vichonnoir, die legitime Ehefrau des Justizrathes Onésime Perikles von Vichonnoir, seines Zeichens Richter und Hahnrei, aus den Händen Gregors die Epistel des Majors empfangen hatte, las sie dieselbe anfangs lächelnd, dann aber war sie die Bente einer sichtlichen Aufregung. Denn die wohlbeleibte Frau Justizräthin war keine schlechte Person und den Verehrern gegenüber keineswegs hartherzig. Ganz im Gegentheil. Sie hatte Vielen das Leben verfürstet und sogar ihrem Gatten, der als scharfsichtiger Richter in Sachen des Ehebruches niemals geargwöhnt hatte, daß er seine scharfe Witterung im eigenen Hause erproben könnte. Er war ein Muster ehelicher Vertrauensseligkeit; und wenn er nur jeden Abend seine Partie Piquet spielen und zwei Stunden vor seiner Frau zu Bett gehen konnte, war er einer der glücklichsten unter jenen wohlwollenden Männern, deren Freude darin besteht, ihre Zeitgenossen auf die Galeeren und ins Zuchthaus zu schicken. Ich will mich nicht dabei aufhalten, sein Portait zu zeichnen, sondern lieber dasjenige der Dame Herminie liefern, deren Rolle in dieser kleinen Komödie viel interessanter ist, als die seinige. Sie war eine reizende Provinzlerin, lächelnd und behäbig, mit schönen, schelmischen Augen und herrlichen Zähnen, die sie gerne zeigte, mit lieblich gepolsterten Händen und kleinen Füßen, die sie mit sichtlicher Befriedigung bewundern ließ. Sie war selbstverständlich kokett, aber zugleich eine erfahrene Frau, sehr bewandert in Liebeshändeln, sehr wohl wissend, was ein zärtliches Abenteuer werth sei, aber niemals eine Dummheit wagend. Mit einem Worte: eine jener Personen, die von der Liebe nur fordern, was sie Angenehmes zu bieten hat und Alles von sich fern halten, was sie an Aufregungen und Gefahren bringen kann. Gemüthlich, aber in Sachen der Leidenschaft von einer grausamen Selbstsucht, Alles in Allem liebenswürdig; denn der Leser wird sicherlich die Wahrnehmung gemacht haben, daß hienieden die Egoisten allein geliebt werden. „Liebe Dich selbst und der Himmel wird Dich lieben“ — das ist ein Sprichwort, welches ich der Weisheit aller Nationen empfehle.

III.

Und warum war diese liebliche und vorurtheilslose Person so unempfindlich gegen die Leiden des Major Vasleur de Montutu? Mein Gott! Ganz einfach deshalb, weil er ihr ein Mann schien, von dem sie nicht viel Angenehmes zu erwarten habe. Nicht als ob er nicht der galanteste und aufmerksamste Verehrer gewesen wäre, der jemals zu ihren Füßen geschmachtet. Die ergebensten ihrer Anbeter hatten es bei der Piquet-Partie des Herrn Justizrathes nicht länger als sechs Monate ausgehalten; er aber ließ schon seit drei Jahren dieses Martyrium über sich ergehen, — wie wir aus seinem Briefe erfahren haben — ohne den süßen Lohn seiner Ausdauer em-

pfangen zu haben. Allein, eine Frau, die nicht liebt, ist grausamer, als alle Raubthiere der Wüsten und Wildnisse. Der Major nährte große Illusionen über sein Physikum, wenn er von seinen persönlichen Vorzügen sprach. Er war in Wirklichkeit klein von Wuchse, hatte einen dicken Bauch und dünne Beine. Alldies zusammen hat niemals für männliche Schönheit gegolten. Ferner eine Trompeten-Nase, eine stark vorspringende Stirne mit beginnender Glase, — Vorzüge also, die nicht gerade verführerisch auf die Frauen wirken. Vergebens schnürte er sich ein wie ein Rennpferd; vergebens trug er hohe Reiterstiefel, in welchen seine dünnen Beinchen verschwanden; vergebens kämmte er nach vorn, was ihm an gekräuselten Härchen geblieben war; — Frau Herminie, die viel gesehen und viel erfahren hatte, konnte nicht ohne eine Regung zum Lachen sich ihn in der Rüstung des Mars vorstellen. Gegen die Lächerlichkeit aber ist es sehr schwer anzukämpfen. Nichtsdestoweniger muß gesagt werden, daß der verzweifelte und überzeugende Ton des Briefes, den der Major geschrieben, die Frau Justizräthin vorübergehend rührte, so daß sie sich entschloß, ihm das verlangte Stelldichein zu gewähren, — und wäre es auch nur, um ihm tüchtig den Kopf zurecht zu setzen.

IV.

Ein schmaler Pfad, auf der einen Seite von Pappeln eingesäumt, deren Wipfel im silbernen Mondlichte zittern, auf der andern Seite von einem Flusse, auf dessen klaren Wellen die Sternlein ihr flüßiges Gold ausgestreut haben. Hinter den Pappeln die Schatten des Gehölzes, wo der Abendwind sich an dem Dufte der Waldblumen sättigt, mit seinem Säuseln den klagenden Gesang der Nachtigall begleitend. Jenseits des plätschernden Flusses eine weite Wiese, deren hohe Gräser sich mit einer rythmischen Bewegung in den Schlaf wiegen. Inmitten dieser herrlichen Nachtlandschaft harrete der Major der Justizräthin, die zögernden Schrittes kam, mit gesenktem Haupte, eine welkende Rose zwischen den Lippen. Sie plaudern seit einer halben Stunde und die Leuchtkäfer, sehr neugierige Thierchen, folgen mit lebhaftem Behagen allen Wendungen dieser Unterhaltung; sie haben den Major bald drohen bald bitten gesehen, während die Justizräthin abwechselnd unerbittlich und gerührt war. Der Major hat, zu den Füßen der Angebeteten sich schleppend, bereits seine Hosen zerrissen; die Justizräthin aber hat, gegen die stürmischen Arme des Majors sich wehrend, bereits ihr Busentuch verloren. Wird sie nachgeben? Sie scheint nahe daran zu sein, allein ein boshafter Mondstrahl, der plötzlich zwischen zwei Wölkchen durchgeglitten, zeichnet unbarmherzig auf dem gelben Sande der Allee den Schattenriß des Majors, die Rundung seines Wanstes, das Wackelige seiner Beinchen, die Kahtheit seines Schädels ins Karrikaturenhafte zerrend. Herminie, die auf eine Rasenbank gesunken war, erhebt sich plötzlich.

— Nein! niemals! sagt sie.
 — Dann, Madame, leben Sie wohl für immer!
 Und plumps!

Der Major Lasleur de Montutu hat seitwärts von dem Wege einige Schritte nach einer kleinen Erhöhung des Bodens gemacht und ist von da in den Fluß gesprungen.

Stumm vor Schreck und Gewissensbissen war Frau Herminie auf die Rasenbank zurückgesunken.

Tiefe Stille herrschte ringsumher, aber nicht lange; denn bald nach dem ersten Plumps vernahm man einen zweiten dumpfen Fall ins Wasser. Herminie wagt lange nicht, ihre Finger von ihren Augen zu entfernen. Endlich entschließt sie sich dazu. Sie wirft einen angsterfüllten Blick nach dem jenseitigen Ufer, von wo sie ein Rascheln der Gräser vernimmt, und ein Ach! der Erleichterung entringt sich ihrer beklommenen Brust. Sie will kaum glauben, was sie sieht: der Major, von Wasser triefend, in den Armen eines großen, völlig nackten Burschen. Dieser Bursche ist Gregor, der getreue Diener des Majors, den sein Herr hier aufgestellt hatte, mit dem Auftrage, ihn aus dem Wasser zu holen und so den fingirten Selbstmord, sobald dieser seine Wirkung gemacht, nicht zur Vollendung kommen zu lassen. Vertrackter Montutu! Allein Gregor, der den Schlüssel dieser Komödie nicht kannte, hatte es für besser erachtet, sich zu diesem Späße zu entkleiden, um seine Gewandung zu schonen. Du lieber Himmel, welch' ein kräftiger, junger und schöner Bursche! Der Mond, jetzt völlig frei von den Dünsten, die ihn bisher gefangen gehalten, wirft sein volles Licht auf die vom Wasser schimmernde, so kräftige und geschmeidige Muskulatur. Herminie sieht längst nicht mehr den Major, der auf dem Rasen liegt und sich schüttelt wie ein nasser Pudel. Der Leser mag mir's glauben: Gregor allein hatte den Nutzen von den Kriegsklist des unglückseligen Montutu. Denn Gregor gewann die Gunst der Frau Justizräthin, die der Selbstmord des Majors nicht wankend gemacht hatte.

Und ich finde, Dies sei recht so.

In Sachen der Liebe kann ich nur die Ehrlichkeit achten, und ein Mann, der da thut, als wollte er sich für eine Frau tödten, ist ein Tölpel. Der Herr Justizrath Bichonnoir, der bei der Regierung Einfluß besitzt, hat sich der Sache angenommen und heute ist Gregor Lieutenant und ich wünsche, daß er einst der General dieses Schwachkopfes von Montutu werde.

Abschied.

| | |
|------------------------------|-------------------------------|
| Ach, ziehe hin in Frieden, | Dir hab' ich zu verdanken |
| Wir seh'n uns nimmermehr! | Gar viele Küsse süß. |
| Verlieren Dich zu müssen, | Du hast mich jezt geführt |
| Wie wird mir das so schwer! | In's ird'sche Paradies. |
| Oh, seit dem Ersten waren | Ich werde stets gedenken |
| Wir inniglich vereint. | Mit Wehmuth und mit Lust |
| Wie jezt die Welt am Letzten | All' der genoss'nen Freuden |
| So öde mir erscheint! | An einer Mädchenbrust. |
| O, selig ist zu preisen | Nun laß uns endlich scheiden, |
| Auf jeden Fall der Mann, | Schwer ist das zu erdulden! |
| Der manche Liebesfreunde | Auf Nimmerwiedersehen! |
| Durch Dich genießen kann. | Adieu, Du — letzter Gulden! |

P. G. Gulkaisz.



(5) Die sechs Dubois.

Roman von Maurice Montégut.

Wer macht den Anfang?

Niemand machte den Anfang.

Inzwischen wuchsen die Gruppen immer mehr an und redeten die Leute immer lauter.

Thatsache war, daß Marie nach zwei Tagen, entmuthigt durch die trostlosen Berichte ihrer Beschüzer, tief traurig geworden war und auf die Fragen nicht mehr antwortete.

Didier war für sie verloren.

Er war unsichtbar in Toulon wie in Marseille, unbekannt in den Gasthöfen und Herbergen, unauffindbar in den Straßen; — wo sollte man ihn nunmehr suchen?

Sie blieb in ihrem Zimmer eingeschlossen, trostlos, vernichtet, schier den Verstand verlierend, wenn sie ihre Lage überdachte.

Während dieser traurigen Stunden durchforschten die Fünf, Jeder für sich, die Stadt, nach Didier suchend, wie sie behaupteten, aber vergeblich . . .

Ach, was sie sich abmühten!

In Wahrheit kamen sie in einem bestimmten Kaffeehause zusammen und spielten Piquet. Sie stellten dabei eine Sammelbüchse auf, deren Summe dazu diente, Alles anzukaufen, was Marie fehlte.

Uebrigens war ein Preis von vierhundert Francs (hundert Francs von Jedem) ausgesetzt für Denjenigen, dem es gelingen würde, Marie zur Annahme des Geschenkes zu bewegen. Denn darin lag die größte Schwierigkeit.

Die Kleine war verteuft stolz!

— Aber wenig Lebenserfahrung, fügte Rigobert mit Recht hinzu; darum werden wir denn auch das Mittel finden; strengt euch nur an, ihr Männer von Geist!

Lange genug sann Florimond über das Mittel nach und wenn er es nicht fand, wer wollte es finden?

Er vergaß, daß es Etwas gebe, was höher steht, als die Menschen: das ist der Zufall.

Eines Nachmittags probirte Marie ihre städtischen Kleider, die endlich getrocknet und wieder in Stand gesetzt waren. Man konnte sie jetzt mit Anstand tragen. Marie beschloß auszugehen und ging aus. Allein ging sie aus, da die Anderen schon ausgegangen waren.

Als sie auf dem Plage vor dem Gasthose erschien, wurde sie von den dort herumlungernenden Leuten eine „Ausgelassene“ genannt.

Die Tochter des Südens verleugnete ihre Götter und ihre Tracht.

Marie merkte nichts; ihr Sinn war anderwärts; sie suchte Didier und hoffte ihn zu finden.

Wie sie so ziel- und planlos durch die Straßen irrte, kam sie vor dem „Café Grigous“ an; nicht ohne Ueberraschung sah sie durch die Fenster des Lokals ihre fünf Reisegefährten an einem Tische sitzen, mit Ausdauer und Leidenschaft dem Kartenspiele fröhnd.

Das also nannten sie Didier suchen!

Am Abende des nämlichen Tages, nach beendigter Mahlzeit, machte sie ihnen sanfte Vorwürfe.

— Ich habe kein Recht, Ihnen zu sagen, Sie hätten schlecht gehandelt, meine Herren; aber ich darf es wohl aussprechen: Sie haben mich getäuscht. Ich hatte Vertrauen zu Ihnen und nahm in meiner Verlassenheit Ihren Beistand an.

Und Sie, meine Herren? Unter dem Vorwande, Didier zu suchen, spielten Sie Piquet und tranken Bier dazu.

Die Fünf saßen betroffen da und stammelten unverständliche Entschuldigungen.

Marie fuhr fort:

— Leugnen Sie nicht! . . . Ich habe Sie Alle gesehen.

Da fragte Florimond schlau:

— Wie wissen Sie aber, daß wir Piquet spielten?

— Richtig, ja! wie konnten Sie Das wissen? riefen die Anderen.

— Weil ich so ziemlich alle Kartenspiele kenne. Didier hat mich darin unterrichtet. Er liebt das Kartenspiel.

— Eine verhängnißvolle Leidenschaft! erklärte Theodor. Doch Florimond ließ nicht ab.

— Also, Sie verstehen ein kleinwenig alle Spiele? fragte er. Nun wohl, mein Fräulein: ich schwöre Ihnen in meinem Namen wie in demjenigen meiner anwesenden Freunde, daß wir Alles gethan haben, um meinen Vetter Didier wiederzufinden; und die Sache ist noch nicht aus; wir werden unsere Nachforschungen fortsetzen und werden ihn finden! Ah! Sie lächeln! Nun denn, Prinzessin, um Ihre ergebenen Freunde und Genossen ein wenig zu belohnen, werden Sie mit uns Karten spielen. Auch wir lieben das Kartenspiel, und mit Ihnen zu spielen, welche Freude! Es ist abgemacht, wie? Da gibt es keinen Widerspruch! Sie nehmen an? Ausgezeichnet!

Marie willigte in der That ein. Jeder Zeitvertreib war ihr willkommen.

Mit verklärter Miene wandte der Poet Florimond sich zu Saturnin, zu Rigobert, zu Theodor, zu Antony, nach allen vier Windrichtungen und schmetterte:

— Mein ist der Preis! Verstehet Ihr?

Alle verstanden.

Florimond machte den Anfang.

Er verlor an Marie nach einander fünf Partien Écarté; er verwarf die Könige und die Atouts. Er beeilte sich, fünf Louisdors auf den Tisch hinzulegen.

— Was ist das? fragte Marie überrascht.

— Das habe ich verloren, erwiderte ihr Partner. Es ist unser gewöhnlicher Einsatz. Nicht wahr, meine Herren?

Alle verneigten sich zum Zeichen der Zustimmung.

— Aber ich dachte nicht um Geld zu spielen, und um so große Summen schon gar nicht, stammelte Marie trostlos.

— Es steht Ihnen frei, das Ganze in einer Partie wieder an mich zu verlieren, schlug Florimond der Treulose vor.

— Ja! rief das Mädchen, in der Hoffnung zu verlieren.

Sie spielten denn eine Partie um die fünf Louis und Marie sah ihren Gewinn verdoppelt.

— Der Nächste! rief Florimond.

Saturnin verlor sieben Partien zu einem Louis. Rigobert acht. Antony neun.

Theodor bloß vier; er gewann manchmal, (wie er sagte: um den Verdacht abzulenken) in Wirklichkeit, weil es ihm wohl that, von Zeit zu Zeit ein Zwanzigfrankenstück einzusacken zu können.

Gegen zwei Uhr hatte Marie sechshundertvierzig Franken gewonnen.

Sie hatte ein Häuflein Gold vor sich liegen, genug, um sich Kleider und die anderen Dinge zu kaufen, deren sie nach Florimonds Ansicht bedurfte.

— Plötzlich ward stark an die Thüre geklopft und eine breite Stimme rief draußen:

— Oeffnet! Im Namen des Gesetzes!

Und da in der allgemeinen Verwirrung Niemand daran dachte zu öffnen oder zu antworten, stemmte man sich draußen gegen die Thüre, die dem Drucke bald nachgab.



Ein dicker Herr, mit einer dreifarbigen Schärpe umgürtet — augenscheinlich ein Polizei-Kommissär — wurde sichtbar. Hinter ihm standen noch andere Leute, ohne Zweifel seine Agenten.

— Guten Appetit, meine Herren! begann der Polizei-Kommissär, der sogleich an Entführung, Ausschweifung, geheimes Spiel dachte. — Da ist ja Alles beisammen! Sie sind bewunde-

rungswürdig . . . ich beglückwünsche Sie!

Saturnin erhob sich, zog seine Brieftasche und aus dieser eine Karte.

— Da lesen Sie, wer ich bin, mein Herr, sagte er in sehr trockenem Tone. Und ich begreife nicht . . .

Alle folgten seinem Beispiele.

— Da lesen Sie, wer wir sind . . . und wir begreifen nicht . . .

Der Vertreter des Gesetzes las die Karten. Ein Arzt, ein Advokat, Beide von der Pariser Fakultät, ein lyrischer und dramatischer Dichter! . . . Die beiden Anderen hatten zwar keine Titel, schienen aber nichtsdestoweniger gesetzte, selbstzufriedene, achtenswerthe Leute.

Er überlegte eine Weile, dann erklärte er sein Vorgehen.

— Meine Herren, sagte er, ein stark verbreitetes Gerücht beschuldigt Sie der Verführung einer Minderjährigen. Dieses Mädchen soll ein Kind unserer Gegend sein und gestern noch die Landestracht getragen haben . . .

— Ich bin zu Levallois-Perret geboren, zwischen dem Mont-Balérien und Asnières, unterbrach Marie den Beamten in trockenem Tone, — und bin 21 Jahre alt.

— Dann hat man sich eben getäuscht, sagte der Schärpen-Mann mit einem respektvollen Gruße.

— Und diese Herren, fuhr Marie fort, sämmtlich Dubois — wie Sie sehen können — sind Vettern, meine Vettern . . .

— Um Verzeihung, meine Herren! Um Vergebung, Madame! Volkes Stimme ist doch nicht immer Gottes Stimme.

— Und Jeder von uns hat hunderttausend Francs Renten! schrie Theodor, sehr kühn geworden angesichts einer Behörde, die er nicht zu fürchten hatte.

— Sie haben Recht, meine Herren; Sie sind sehr ehrenwerthe Leute. Was aber nicht beweist, daß ich Unrecht habe. Denn ich kann nicht Unrecht haben. Die Justiz hat niemals Unrecht, selbst dann nicht, wenn sie im Irrthum ist.

— Das ist nicht übel! bemerkte Antony verblüfft.

— Gestatten Sie, daß ich Ihnen diese Sache erkläre, die Ihnen — wie ich zu bemerken glaube — nicht ganz deutlich scheint.

— Mit Vergnügen, mein Herr; aber nehmen Sie Platz! lud ihn der Arzt höflich ein.

Der Beamte verabschiedete seine Begleiter und nahm dann den ihm angebotenen Sitz an.

Rigobert reichte ihm ein Glas Grog, welches er nicht ausschlug. Mit ruhiger und langsamer Stimme erklärte er sich folgendermaßen:

— Meine Herren! ich sagte im Wesentlichen, daß die Justiz Recht habe, selbst wenn sie im Irrthum sei; — sie und ihre Abgesandten, welche sie deckt.

Dies soll und will ich beweisen.

Wir wollen, wenn's beliebt, einen zweifachen Gesichtspunkt einnehmen: primo, die Justiz, ein Symbol, unantastbar, über Alles erhaben; secundo, ihre Diener, wie beispielsweise ich deren einer bin, oft arme Teufel, aber durch die Absicht entschuldigt.

Was geschieht in einem Falle, wie der Ihrige?

Sie sind unschuldig, aber Sie könnten auch große Verbrecher sein; in dem letzteren Falle würde ich Sie verhaften und die Gesellschaft wäre wieder einmal gerettet. Da Sie unschuldig sind, habe ich Sie Alles in Allem fünf Minuten gestört, und Sie zürnen mir deshalb nicht, da Sie mich ja bereitwillig anhören, da Sie mir einen Sessel und ein Glas Grog anbieten. Ist es nicht besser, daß ich mit Ihnen einen Grog trinke, als daß ich vielleicht einige Gauner entwischen lasse?



und noch einen Grog! sagte Florimond in einer liebevollen Regung für die Polizei.

Von Grog zu Grog ward man immer zutraulicher und das letzte Geständniß des Polizisten waren folgende, höchst beifällig aufgenommene Worte:

— Man muß doch sein Amt auch rechtfertigen und für sein Gehalt etwas leisten!

Unter Lachen und Spielen ging der Abend zu Ende; Alle scherzten mit dem Polizei-Kommissär.

Am folgenden Tage erzählte Saturnin seinen Genossen:

— Ich habe unserem Freunde von gestern seinen Besuch erwidert und habe mich bei ihm nach dem Didier Dubois erkundigt.

— Nur? fragte Marie beifolommen.

— Nun, fuhr der Doktor ruhig fort, ein junger Mann, dessen Signalement genau dem uns wohlbekannten entspricht, hat zwei Tage hier gewohnt und ist dann nach Cannes abgereist . . .

— Lassen Sie uns nach Cannes gehen, flehte Marie.

— Gehen wir nach Cannes! erwiderten die Fünf.

Neuntes Kapitel.

Liebeserklärung. — Wozu eine Tofferie gut ist. — Der vergessene Name.

Es geziemt sich, daß wir einen Augenblick bei dem tugendhaften Betragen verweilen, welches die fünf Dubois beobachteten, während sie Marie, dieses wunderbare Mädchen, auf ihren Wanderungen durch das Leben begleiteten.

Die verderbten Romanciers, die auf den Standal und auf die niedrigen Leidenschaften spekuliren, würden sicherlich in diesem Stoffe Vorwände genug zu Ausschweifungen gefunden haben; die falschen und tollen Situationen häufend würden sie unsere Heldin in eine Abenteurerin, ihre Begleiter in gemeine Schelme umgewandelt haben, und wieder einmal wäre die ewig verleumdete Menschheit verschrieen und besudelt worden.

Dies sei fern von uns! . . . Wir sind rein und rühmen uns dessen.

Hatten Theodor, Florimond, Saturnin, Rigobert und Antony ihre lächerlichen Seiten, so besaßen sie anderseits auch unleugbare Vorzüge des Herzens und Schönheiten der Seele.

Was Marie betrifft, so war sie die Verkörperung der treuen, hingebungsvollen, idealischen Liebe.

So sind wir — heute.

In den acht Tagen, seit sie beisammen lebten, war kein unschickliches Wort ausgesprochen worden.

Sie liebten, das war sicher. Allein, die wahre, die einzige Liebe ist aus Respekt geknetet und beruht auf Achtung. Dies sind Wahrheiten, die ausgesprochen werden müssen.

Sehet, höret und nützet!

Nur Theodor! . . . Ja, er war schlecht erzogen . . . Zu unserem Leidwesen müssen wir eine neuerliche Ausschreitung zu seinen Lasten verzeichnen.

Es war in Cannes. Wie in Marseille und in Toulon verflüchtigte sich Didier auch hier zu einem ungreifbaren Schatten.

Nach zweitägigem Suchen und Forschen gab Marie wieder einmal die Hoffnung auf. Trotz der schönen, neuen Kleider, die sie jetzt schmückten, verfiel sie wieder in Verzweiflung.

Ihre Gefährten hingegen schienen nicht sonderlich betrübt! Sie gaben sich alle erdenkliche Mühe, um ihre Traurigkeit zu verschuchen und den Abwesenden vergessen zu machen. Aber es gelang ihnen nur selten, ein Lächeln auf die Lippen der Trostlosen zu zaubern.

In jedem Gasthose, wo sie abstiegen, wählten die Fünf ihre Zimmer in der Nachbarschaft desjenigen dieser thränenreichen Verlobten und sie wachten über ihren Schlaf und die Ruhe ihrer Tage.

Von Liebe wagte Keiner auch nur zu flüstern; vor Allem aus Hartgefühl und dann, weil der Eine den Andern eifersüchtig beobachtete . . .

Eines Abends — die Andern waren gerade anderweitig beschäftigt — benützte Theodor, der mit Marie im Speisesaale allein war und sein Herz wieder einmal überfließen fühlte, die Gelegenheit, erfaßte die beiden Hände des überraschten jungen Mädchens und sprach mit seiner einschmeichelnden, verführerischen Stimme:

— Freundin, oh Freundin! Wie lange noch wollen Sie dieses Wesen verfolgen, das Sie flieht und Ihnen immer wieder entrinnt? Fühlen Sie denn nicht, daß dieser Mann, dessen bloßer Name mir eine Qual ist, wenn er Sie lieben würde, wie Sie ihn lieben, so fern er auch sei, und wäre es jenseits der Meere, die ihn rufende Stimme hören und einen Schrei ausstoßen müßte, so laut, daß sie gehört werden müßte . . .

Nein, Didier liebt Sie nicht! . . . Weinen Sie deshalb nicht, denn Das macht rothe Augen und eine dicke Nase . . . Sie haben hier, ganz in Ihrer Nähe Jemanden, der Sie anbetet und für Sie sterben möchte . . .

Im Grunde genommen möchte ich lieber leben, für Sie und für mich . . . Denn dieser Jemand, dieser diskrete Anbeter bin ich selbst, göttliches Kind! . . . Es ist besser, für die Menschen zu leben, als für sie zu sterben; denn ist man einmal todt, so ist man es für sehr lange Zeit und kann dann Niemandem mehr nützlich sein . . .

Oh Marie, Marie! Werden die Flammen meiner Liebe nicht das Eis Ihres Herzens zum Schmelzen bringen? . . .

— Herr Theodor, unterbrach ihn Marie plötzlich, — Sie haben bei Tische zu viel getrunken.

— Ach, grausamer Engel! Sie stoßen mich zurück? Bedenken Sie: ich habe viel

Geld, in solider, guter Anlage.

Sie werden meine Haushälterin entlassen und wir werden glücklich leben, glücklich wie junge Gatten, Hand in Hand, die Blicke gen Himmel gerichtet! . . .



— Zu Hilfe! schrie Marie. Er wird verrückt!

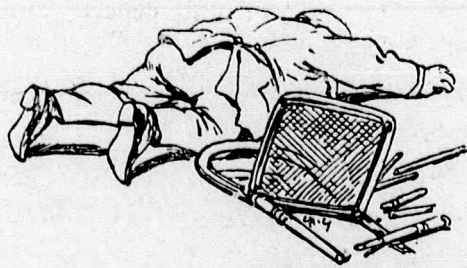
— Verrückt aus Liebe! Ja, Du hast es ausgesprochen! deklamirte der dickwanstige Spießbürger, indem er seine ganze schwere Masse vor dem Engel auf die Kniee sinken ließ.

Marie griff nach der Klingelschnur und schrie aus Leibeskräften: Zu Hilfe! Diebe! Mörder!

Die Sache drohte eine böse Wendung zu nehmen. Die Diener des Hauses mußten sicherlich sogleich kommen und auch die vier Dubois; schon hörte man in den Korridoren Thüren öffnen und schließen und hastige Schritte sich nähern.

Theodor wollte sich erheben, allein seine Anstrengungen waren vergeblich.

Er stützte sich auf einen Sessel; der Sessel ging in Stücke und Theodor lag auf dem Bauche, mit der Nase auf die Erde stoßend.



Marie brach in ein helles Gelächter aus.

Der Spießbürger glaubte vor Scham sterben zu müssen. Es kamen Leute. Der Erste war Saturnin.

— Was ist Ihnen, mein Kind? Sie haben gerufen, geschrien?

— Schauen Sie her! Herr Theodor scheint unwohl zu sein . . .

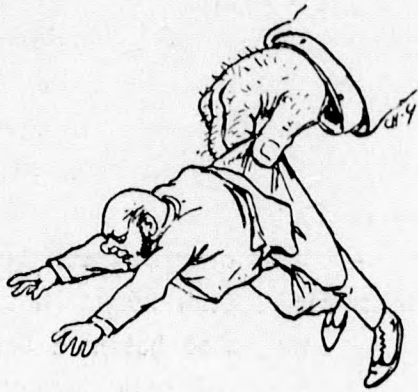
Und sie lachte noch lauter; es war ein nervöses, unwiderstehliches Lachen.

— He, was ist denn, Väterchen? sagte Antony, indem er dem Dicken auf den Rücken schlug.

— Nichts, nichts, nur ein Schwindel-Anfall, seufzte jämmerlich der wohlbeleibte Anbeter, noch immer auf dem Bauche liegend.

Er schloß die Augen und stellte sich todt, um Mitleid für sich zu erregen.

Alle Sechs bemühten sich, den mächtigen Ohnmächtigen aufzuheben. Ihre Bemühungen wären vergeblich gewesen, wenn nicht Antony mitgethan hätte, der den Genossen bei der Hose faßte und so aufhob. Die Hose war von Elboeuser Tuch und riß nicht.



Antony war — wie wir wissen — übermenschlich stark. Theodor wurde aufgehoben und in einen Fauteuil gesetzt. Puff! . . . Ha! . . .

Marie war lachend verschwunden.

Der Schuldige konnte eine beliebige Geschichte erfinden und seine Zuhörer glaubten ihm vielleicht.

Von Cannes ging man in stillschweigender Uebereinkunft nach Nizza.

Man war in den ersten Tagen des Monats Oktober und die banale, kosmopolitische, im Sommer verlassene Stadt sah allmählig ihr buntes Winter-Publikum einziehen.

Alle Trachten und alle Sprachen waren da vertreten. Unter so bewandten Umständen konnte Rigobert seine sechs Akzente vervollkommen, was er auch that, obgleich seine Keilerei mit dem Deutschen ihn ein wenig vorsichtig in seinen Nachahmungen gemacht hatte.

Nizza erwachte und seine Bevölkerung strengte ihren ganzen Scharfsinn an, um diese vorübergehenden Gäste auszuplündern. Nizza ist eifersüchtig auf Monaco und verflucht Frankreich. Weil es da keine Roulette gibt, wird die Lotterie praktiziert. Jeden Tag gibt es eine Lotterie. Alle diese „Reinfälle“ der pffiffigen Italiener hüllen sich in die Maske von Wohlthätigkeits-Unternehmungen.

Als die Fünf eines Tages, immer auf der Jagd nach Didier, mit Marie durch die Stadt wanderten, bot ein fahrender Agent ihnen Loose der Lotterie zu Gunsten der Waisen am Kap der guten Hoffnung an. Es gab da zwei große Treffer, einen zu 100,000 und einen zu 50,000 Franken, außerdem kleinere Treffer zu 10,000, 5000 Franken u. s. w. Ein glänzendes Geschäft, vierzig Sous das Loos. In drei Tagen sollte die Ziehung stattfinden.

Von Rigobert mit einem seltsamen Lächeln angeeifert, nahm Marie zehn Loose und jeder der Dubois nahm deren zwanzig.

Alle hatten im selben Augenblick denselben Einfall. Der Advokat, der Arzt, der Dichter, der Riese sagten sich: das ist das beste Mittel, unserer kleinen Angebeteten ein kleines Vermögen anzubieten . . . man wird ihr glauben machen, daß sie gewonnen habe . . .

Der Spießbürger dachte: Wenn das Schicksal mir gnädig ist, kann Alles geschehen und dann werde ich mein Loos Marie überlassen. Ist's aber der Haupttreffer, dann werden wir theilen.

Und indem sie dieses Geldopfer erfannen, gedachte Jeder von ihnen für seine Person daraus einen Nutzen zu ziehen, der sich in dankbarer Rührung oder rührender Dankbarkeit ausdrücken sollte — wie es dem Leser beliebt.

Die wahre Großmuth ist eben nicht von dieser Erde.

Aber sie hatten Pech! ein Pech, wie es nur in den Romanen vorkommt; keiner der Sechs gewann auch nur das Geringste.

Dies hinderte aber Rigobert nicht, der sich nach dem Ergebnisse der Ziehung erkundigt hatte, bei seiner Rückkehr Marie fünf Billets zu tausend Francs zu überreichen, mit den Worten:

— Mein Fräulein, Sie haben einen kleinen Treffer gemacht, Nr. 68,570.

Und Marie klatschte entzückt in die Hände. Mit so viel Geld kann sie Didier bis ans Ende der Welt verfolgen.

— Beter Rigobert, sagte Saturnin sehr ernst, — wir Alle verlangen von Ihnen eine kurze Unterredung.

— Gut; kommen Sie, meine Herren!

Auf der Straße angekommen, begann der Doktor:

— Rigobert, Sie haben illoyal gehandelt, unsere Uebereinkunft gebrochen . . . Es war unter uns ausgemacht und beschworen, daß keiner sich bemühen werde, die Anderen auf der endlosen Bahn der Großmuth zu überflügeln. Sie haben aber heute uns Alle übertrumpft. Nicht wahr, meine Herren?

— Ja, bekräftigte Antony.

— Ja, bestätigte Theodor.

— Ja, meinte Florimond.

— Nein! rief Rigobert.

— Still, Angeflagter! schrie Saturnin.

Als Florimond auf den Gedanken kam, Marie durch die Karten gewinnen zu lassen und sie so aus ihrer Armuth zu reißen, war die Absicht eine lautere und er machte uns zu seinen ehrlichen Mitschuldigen, und Jeder von uns hatte seine Freude daran, Derjenigen nützlich zu sein, die wir Alle lieben . . .

— Nun denn, unterbrach ihn Rigobert, — heute ist's genau dieselbe Sache, nur daß sie etwas theurer ist, und Das ist es vielleicht, was Sie aus dem Häuschen bringt, meine Herren. Allein, diesmal haben wir die Rechnung nicht zusammen gemacht und meine Mittel erlauben mir diese Laune. Zweihundertfünfzig Louis: ein Pappenspiel!

Ich habe angefangen, das ist wahr; aber jeder Andere hätte mir zuvorkommen können.

Die Verletzung Ihrer Eigenliebe läßt sich leicht gut machen. In diesem paradiesischen Lande gibt es ja jeden Tag eine Lotterie. Lassen Sie Marie alle Haupttreffer von Nizza machen, ich habe nichts dagegen einzuwenden.

Wer mich liebt, macht mir's nach, Genelemen! Ich rede Englisch, weil heute Montag ist; Ihre albernen Reden hätten mich schier daran vergessen lassen.

Machen Sie mir's nach! Ueberholen, überflügeln Sie mich! Meine Zustimmung ist Ihnen sicher. Aber dringen Sie nicht weiter in mich und verschonen Sie mich mit Ihrem Tadel,

denn ich muß Ihnen erklären, daß Ihr Tadel mir — Schnuppe ist. Good Morning!

— Sagen Sie 'mal, fragte Antony die Arme kreuzend, — bin ich Ihnen auch Schnuppe?

— Genau wie die Anderen! . . . wemgleich ich Ihnen einige Erkenntlichkeit schulde von wegen des Deutschen. Sie sind sehr stark; aber Das ist kein Grund, sehr langweilig zu sein. Sie verstehen alle Waffen zu handhaben, aber ich schlage mich nur auf Blißableiter, an dem himmlischen Feuer glühend gemacht.

Angeichts dieser entschiedenen Erklärungen schwiegen Alle, selbst Antony.

Marie aber gewann an den folgenden Tagen, dank den verschiedenen Lotterien, viermal fünftausend Franken. Alle hatten für sie Dasselbe thun wollen, was Rigobert gethan hatte. Das machte zusammen 25,000 Franken.

Marie dankte dem Himmel für dieses geradezu unwahrscheinliche Glück im Spiel. Doch nachdem die Gitteltigkeit befriedigt war, standen die fünf Dubois dort, wo sie früher gewesen; denn Keiner durfte sich eines Geldopfers rühmen, das vereinzelt ein Verdienst bedeuten mag, in seiner Vielheit jedoch banal wird.

Theodor dachte darüber lange nach.

Ueberdies hatten sie in dieser Weise dem Feinde Waffen geliefert. Nun, da sie Geld in der Tasche hatte, zögerte Marie nicht länger.

Sie erklärte den Herren eines Abends,, daß sie ihnen von Herzensgrunde danke für Alldas, was sie für sie gethan hatten und daß sie die Absicht habe, mit ihrer Güte nicht weiter Mißbrauch zu treiben.

Sie sei entschlossen, auf der Suche nach Didier von Stadt zu Stadt zu eilen, Boten auszusenden, die Polizei zu bestechen, die Mauern mit Anschlägen zu bedecken, Preise auszusetzen. Kurz: sie werde das Mögliche und das Unmögliche anbieten, Himmel und Erde in Bewegung setzen, denn sie habe jetzt Geld und mit Geld könne man den Ereignissen ihre Richtung vorschreiben, der Zeit Halt gebieten, die Welten beherrschen. Wenn also zufällig der Weg der Herren derselbe wäre, wie der ihrige, so wären sie ihr als Gefolge willkommen; wenn nicht, müßte man sich trennen und zwar schon morgen.

Mit gebrochenem Herzen, ohne viel Hoffnung mehr folgten sie ihr weiter.

Sie verließ französischen Boden und — falschen Andeutungen folgend, weil ihre Anbeter das herbe Geschick so lang als möglich hintanhaltten wollten — führte sie die Herren von Monaco nach Mentone, von Mentone nach Bordighera. Sie kamen nach San Remo, Porto Maurizio, Albenga, Varigotti, Voltri, Cornigliano. In ihrem Gefolge sahen sie Genua, Pisa, Livorno und Neapel, wo sie Halt machten . . .

Doch Didier war nirgends zu finden.

Hier war es, wo Saturnin eines Abends krank, abgemagert, bleich, erschöpft von diesem tollen, ungesunden Lauf durch das Leben und durch die Welt, im Tone unsäglicher Reue aufseufzte:

— Ach, ich erkenne mich nicht wieder! Wo ist meine Gesundheit hin! Wo bleibt meine zarte Fürsorge für mein liebes Ich?

— Schlechter Arzt, Sie sind da bestraft, wo Sie gesündigt haben! höhnte Rigobert. Sie interessirten sich nur für sich selbst und nun sind Sie unvermögend, Ihren einzigen, so theuren Klienten zu heilen. Es war wahrhaftig nicht der Mühe werth, so viel zu studiren.

— Ach ja, seufzte Saturnin; das ist wahr. Manchmal fühle ich Gewissensbisse, wenn ich an die Anderen denke. Den unglücklichen sterbenden Kaufmann in Marseille würde ich sicherlich gerettet haben. Um Ihnen zu folgen, mein Fräulein, ließ ich ihn sterben. Denn er ist jetzt sicherlich schon todt.

— Das ist schlecht von Ihnen, erwiderte Marie hart; hatten Sie es denn nöthig, mir zu folgen?

— Ach, Das hat man davon!

— Wie hieß denn der arme Mann? fragte Theodor voll Mitgefühl.

— Warten Sie, entgegnete der Arzt; ich habe seinen Namen irgendwo in meinem Notizhefte aufgeschrieben. Richtig, da . . . Marseille, Quai du Débarcadère 17, No 318 Noquentin.

Marie stieß einen schrecklichen Schrei aus und erhob sich ferzengerade.

— Das ist Didier's Oheim! rief sie. Noquentin . . . ich erinnere mich jetzt. Quai du Débarcadère 17. Ich kehre nach Marseille zurück, meine Herren!

— Gut, kehren wir nach Marseille zurück.

Behtes Kapitel.

Bur See. — Gewissensprüfungen. — Weib, Himmel und Wasser.

Alles was sie (durch allerlei Listen) von ihr erlangten, war, daß man die Reise von Neapel nach Marseille zur See machen würde; es war eine Fahrt von drei Tagen und zwei Nächten.

Jetzt zählte Jeder die Stunden, weil sie fühlten, daß das Ende dieser verliebten Reise nahe sei.

Auf dem Schiffe, zwischen Himmel und Wasser, wurde man vertrauter. Was hofften sie noch? Nichts. Aber vor der Wirklichkeit scheuten sie zurück.

Am Morgen stieß der Dampfer vom Quai ab, fuhr mit geräuschvoll schnaubender Maschine am Molo entlang, an der Dvo-Spitze, an der Villa Reale und dem Quai von Chiapa vorbei und gewann dann, unter dem Besud dahingleitend, die offene See. Das unendliche, mächtige, ruhige Meer erschloß sich in seiner Heimlichkeit den Augen der Reisenden.

Das Herz Mariens hüpfte den wieder gewonnenen Hoffnungen entgegen. Jede Umdrehung der Schaufelräder brachte sie dem verloren geglaubten Glücke näher. Frankreich, Marseille war Didier . . . Denn sie begann jetzt zu ahnen, daß sie getäuscht worden. Sie hatte die Gewißheit, daß sie ihn dort wiederfinden würde, wo sie ihn besser hätte suchen sollen.

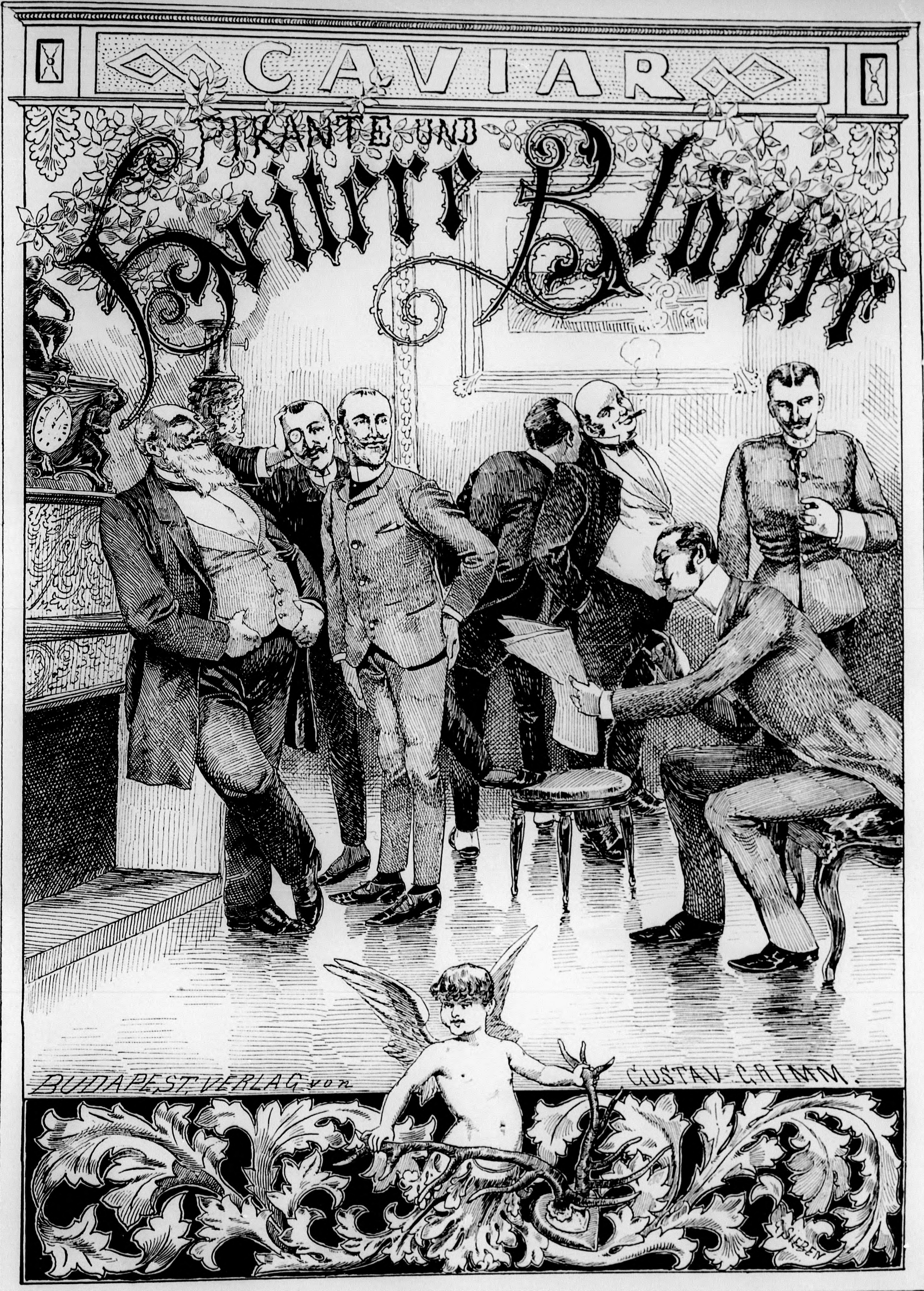
(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Verlag: Budapest, Grenadiergasse 8.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Buschmann Budapest, Kronprinzgasse 8, Hartich-Bazar.



Erscheint in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. (in Oesterreich-Ungarn) = 90 Pf. (in Deutschland).
 Für alle anderen Ländern erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portoschlag.

Im Verlage von
Gustav Grimm in Budapest

sind nachstehende Romane erschienen
 und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

| | |
|--|--------------------|
| Descaves, Lucien. Unteroffiziere („Sous-Offs“) | 1 fl. 80 = 3 Mark |
| Garborg, Arne. Aus der Männerwelt | 1 fl. 20 = 2 Mark |
| Krogh, Chr. Albertine | 1 fl. 20 = 2 Mark |
| Maupassant, Guy de. Mont-Oriol | 60 kr. = 1 Mark |
| Mendès, Catulle. Zohar | 60 kr. = 1 Mark |
| Mendès, Catulle. Die erste Geliebte | 60 kr. = 1 Mark |
| Mendès, Catulle. Der nackte Mann | 60 kr. = 1 Mark |
| Strindberg, August. Das rothe Zimmer | 2 fl. 40 = 4 Mark |
| Strindberg, August. Die Verheiratheten | 1 fl. 20 = 2 Mark |
| Zola, Emile. Mutter Erde, 2. Auflage in 1 Band | 1 fl. 80 = 3 Mark |
| Zola, Emile. Nana, 2 Bände | 1 fl. 80 = 3 Mark |
| Zola, Emile. Der häusliche Herd, 2 Bände | 3 fl. — = 5 Mark |
| Zola, Emile. Paradies der Damen | 1 fl. 80 = 3 Mark |
| Zola, Emile. Das Geständniß eines Jünglings | 1 fl. 20 = 2 Mark |
| Zola, Emile. Therese Raquin | 1 fl. 20 = 2 Mark |
| Zola, Emile. Die Sünde des Priesters | 1 fl. 20 = 2 Mark |
| Zola, Emile. Der Wunsch einer Verstorbenen | 1 fl. 20 = 2 Mark |
| Zola, Emile. Der Todtschläger | 1 fl. 50 = 2 M. 50 |
| Zola, Emile. Renata oder die Jagd nach dem Glücke | 1 fl. 50 = 2 M. 50 |
| Zola, Emile. Die Lebensfreude | 1 fl. 50 = 2 M. 50 |
| Zola, Emile. Madelaine Férat | 1 fl. 50 = 2 M. 50 |
| Zola, Emile. Se. Exc. Eugen Rougon | 1 fl. 50 = 2 M. 50 |
| Zola, Emile. Die Eroberung von Plassans | 1 fl. 50 = 2 M. 50 |
| Zola, Emile. Die Geheimnisse von Marseille | 2 fl. 40 = 4 Mark |
| Zola, Emile. Liebesblätter | 1 fl. 20 = 2 Mark |
| Zola, Emile. Der Sauch von Paris | 1 fl. 20 = 2 Mark |
| Zola, Emile. Das Glück der Familie Rougon | 1 fl. 20 = 2 Mark |
| Zola, Emile. Die Bestie im Menschen | 3 fl. — = 5 Mark |



Die ersten fünf complete Jahrgänge des „**Caviar**“
 1886, 1887, 1888, 1889, 1890 sind noch zum Preise
 von je 8 fl. ö. W. = 14 Mark, — hochlegant gebunden
 je 9 fl. 50 kr. ö. W. = 16 Mark 50 Pf. zu beziehen.

